

**Würzburger
Universitätsreden**

1941/42

Heft 6

№ XXIII 23.

Verpflichtung

am 17. Januar 1942

Rede des Rektors, o. Prof. der Chirurgie Dr. E. Seifert.

Kameraden, Kameradinnen!

Die feierliche Verpflichtung derer, die im Winterhalbjahr 1941/42 erstmals an einer deutschen Hochschule eingeschrieben sind und dadurch mit Pflichten und Rechten Glieder unserer akademischen Gemeinschaft werden, hat diesmal ein etwas anderes Gesicht.

Von denen, die ich heute vor mir sehe, ist ein ansehnlicher Teil unmittelbar von der kämpfenden Front in die Heimat und hierher gekommen: aus dem hohen Norden, aus dem Westen, aus dem südöstlichen Europa und schließlich — dies der Grund der zeitlichen Verspätung unserer Veranstaltung — auch aus den weiten Gefilden des östlichen, des russischen Kriegsschauplatzes. Was gerade Euch, meinen jungen Kameraden von der Front des Heeres, der Kriegsmarine und der Luftwaffe, unter dem Druck der vaterländischen Notwendigkeit so lange hat vorenthalten bleiben müssen, ließ sich endlich erreichen: Nach mehrjährigem Wehrmachtdienst dürft Ihr Euch nunmehr, gleich manchem anderen Altersgenossen, der es günstiger getroffen hatte, Eurer wirklichen Berufsbestimmung widmen, der geistigen Arbeit des Lernens, des Forschens. Mit welchem lange verhaltenen Eifer Ihr Euch jetzt der Wissenschaft ergeben werdet und ergebt, wird nur der voll ermessen können, der sich einmal in ähnlicher Lage wie Ihr befunden hat oder sich aus zwingender Notwendigkeit noch jetzt in ihr befindet.

Euch Kameraden, von der Front zur heimatlichen Arbeit gekommen, gilt mein besonderer Gruß. Doch auch die übrigen, deren feierliche Verpflichtung mir als dem Führer unserer mainfränkischen Gau-Universität heute obliegt, begrüße ich als neue Glieder unserer Gemeinschaft. Auch Ihr übrigen seid bis heute nicht lässig gewesen. Auch Ihr habt — aus freien Stücken oder den Vorschriften der Staatsnotwendigkeit folgend — schon in dieser oder jener Art eine der Gesamtheit gewidmete Dienstzeit oder einen Kriegseinsatz hinter Euch. Nicht wenige sind es, die auch während des jetzigen Studiums diesen ihren Kriegseinsatz fortsetzen.

Wie gut Ihr es im Vergleich zu den Altersgenossen der meisten anderen Berufe im Augenblick habt, wo Ihr Eurem Berufsziel zustreben und Eurem Lebensziel einen Schritt näherkommen dürft, ist Euch sicherlich wohl bewußt. Aus diesem Bewußtsein entspringt aber auch eine innere Verpflichtung; nämlich die, daß nur durch Fleiß und Eifer jedes einzelnen von Euch, nur durch strenge Pflichtauffassung der Vorzug aufgewogen werden kann, daß Ihr Eurer Hochschularbeit und Eurer Berufsausbildung gerade zur gegenwärtigen Kriegszeit leben dürft.

Niemand wird es Euch dann verargen, wenn Ihr mit dem ganzen Schwung, den Jugend, Arbeitshunger und die Triebkraft des Pflichtgefühls verleiht, nunmehr an die Arbeit gegangen seid. Im berechtigten Gefühl, Versäumtes sei nachzuholen und Altersgenossen seien zu überflügeln, meint Ihr nun im Riesenraum der Wissenschaft möglichst große Strecken durchmessen zu sollen — ähnlich wie der gefangen gehaltene Vogel bei der Öffnung des Käfigs plötzlich die Freiheit des Luftraumes spürt und im begreiflichen Genuß der eigenen Leistung zunächst keinen anderen Drang kennt als sich an der Weite des ihm offenstehenden Raumes zu beseligen.

Jedoch, so sehr Euch jungen Kameraden dieses befreiende Gefühl des großen Raumes gegönnt, so sehr Euch dieser Genuß des selbstbemessenen Flügelschlages in der reichen Welt der Wissenschaft zugestanden sei — mit den großen Schwingen allein kommt selbst der Adler der Berge oder der Cormoran der ozeanischen Weite nicht aus. Auch der Vogel, geboren zum raschen Durchmessen weiter Luftstrecken, braucht seine Füße — ob zu Raub und Kampf auf der Erde oder zum Schwimmen auf bewegter See.

Was soll diese bildhafte Gegenüberstellung im augenblicklichen Zusammenhang? Sie soll an die allgemeine Erfahrung im menschlichen Leben erinnern,

daß es allein der große Schwung und bloß der weit ausgreifende Eilschritt nicht tut. Gibt doch das Leben dem Wanderer gelegentliche Anhöhen zu besteigen auf und schwieriges Steingeröll zu beschreiten. Wer aber dann nicht zur rechten Zeit zu verhalten weiß, wer seine Bewegung nicht dem Gelände und dessen zielbewußter Überwindung anzupassen versteht, wird in Gefahr kommen zu versagen. Nicht anders in der wissenschaftlichen Arbeit.

Gewiß nichts schöneres, als im machtvollen Gedankenflug große Räume der geistigen Gefilde zu durchmessen oder von erreichter Warte aus weit den stolzen Blick schweifen zu lassen über gedanklich eroberte Gebiete! Nichts schöneres, als in umfassenden Gedanken die begeisterte Entwicklung menschlichen Wissens und Erkennens übersehen zu dürfen!

Und dennoch: Ohne ein gewisses Maß von Kleinarbeit versagt letztlich auch der Genius; ohne die beharrlich eingesetzte Kleinarbeit müssen die großen Lichtpunkte gerade im Reich der unerbittlich nach Wahrheit forschenden Wissenschaft Stückwerk bleiben.

Die Beharrlichkeit ist es, deren wir bedürfen, wenn — um im Rahmen unseres Vergleichs zu bleiben — die Schwingen sich am Gestrüpp der Tagesarbeit verfangen wollen, wenn die allzu hohen Erwartungen durch eine Art toten Punkt zu erlahmen drohen. Kleinarbeit, Tagesarbeit muß sein. Beharrlichkeit und Beständigkeit muß sein, um auch im Reich der Wissenschaft zu wahrer Leistung kommen zu können.

Auch die unscheinbare Tagesarbeit, die beharrliche Kleinarbeit hat zu allen Zeiten ihren Anteil an Ruhm und Erfolg. Auch die mühevoll Kleinarbeit hat ihre Lust, auch sie ihre Verantwortung. Braucht es für diese allgemeine Lehre aus Leben und Geschichte noch der Beispiele? Haben nicht sogar die Großen im Reich der Wissenschaft ihren Schweißzoll in reichem Maß der Kleinarbeit entrichten müssen und andererseits den Lohn der Beharrlichkeit im Kleinen schätzen dürfen? Wer schließlich von Euch Soldat gewesen ist, weiß den Wert des Kurztritts eines Marschtages, weiß den Wert der Beharrlichkeit in allen Lagen des Soldatenlebens und der Soldatenpflichten besonders zu würdigen.

Aber zurück zur wissenschaftlichen Arbeit, die uns in allen Fakultäten einer deutschen Universität als Grundlage unserer Leistung gilt. Wenn sich die Schreibstuben- und reine Geistestätigkeit in der naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultät koppelt mit einem gewissermaßen handwerklichen Tun, so zeigt sich hier erst recht die verantwortungsreiche Bedeutung der Kleinarbeit und der Beharrlichkeit.

Wie könnten in der Geschichtswissenschaft und ähnlich in der Sprachwissenschaft verlässliche Ergebnisse erwartet werden, wenn nicht mit der besten Genauigkeit im Kleinen und mit beharrlichsten Vergleichen von kleinen Einzelteilen das gedankliche Gebäude der großen Schlußfolgerungen gewonnen worden wäre? Nicht anders als durch peinliche Beachtung aller scheinbar unwesentlichen Kleinigkeiten wird ferner die Rechtswissenschaft zum Einblick in die Rechtslehre einzelner Völker und zur widerspruchlosen Rechtsfindung im deutschen Recht, gleich auf welchem Einzelgebiet der Rechts- und Staatslehre, gelangen.

Sprichwörtlich ist die Genauigkeit des Mathematikers. Auch sie stellt sich als nichts anderes dar als ein stetes Schritt für Schritt auf unübersichtlichem Gelände der Zahlen und Zahlenbegriffe, der Formen und Bilder; denn nur mit der beharrlichen Genauigkeit ist hier Zuverlässigkeit denkbar und nur auf verlässlicher Grundlage können die rätselhaft anmutenden Systeme der Mathematik zu ihrer Höhe und zu weittragender Anwendung geführt werden.

Was wäre weiterhin das wissenschaftliche Tun des Physikers ohne die unablässige Kleinarbeit des Beobachtens und Messens, ohne die beständige Einbeziehung scheinbar einflußloser Nebenumstände? Der Physik stelle ich in einem ganz besonderen Zusammenhang die Gesteinskunde und die urgeschichtliche Forschung, weiterhin aber auch das vielgliederte Gebiet der Erdkunde zur Seite. Was beharrliche und zielbewußte Kleinarbeit hier an Einzelleistungen hervorzubringen vermochte, gehört in seinem Gesamtbau der letztvergangenen Jahrzehnte und zusammen mit den Leistungen der durch Haeckel einst angeregten Biologie zum Erhabenen, was die Wissenschaft an Erkenntnis- und Weltanschauungsgut erobert hat. Umso schöner ist gerade für uns Deutsche ein Rückblick auf die Fortschritte dieser Art, da sie auf immer mit den Taten deutscher Forscher, mit der Beharrlichkeit und Folgerichtigkeit des

deutschen Geistes verbunden sein werden. Ist doch hiermit dem forschenden Menschengeist gelungen, sich von „Offenbarungen“ zu lösen, sich aus jahrhundertlang getragenen geistigen Ketten zu befreien und dafür tatsächengerechte Vorstellungen über das Weltbild wie über das Werden unserer Erde und unseres eigenen Seins zu gewinnen.

An dem großen Werk wie diesem ist auch die Chemie beteiligt. Auch für den Chemiker, der Baustein auf Baustein in steter Beharrlichkeit formt, gilt das für den Physiker schon Gesagte. Wie sollte er in der Welt des Kleinsten seinen klaren Standpunkt wahren und andererseits die überragenden Zusammenhänge erkennen können, wenn er — trotz aller großen, tragenden Gedankengänge — sich nicht verantwortungsbewußt an die Kleinarbeit der Stunde hielte?

Wenn wir auf Einzelbeispiele aus dem sonstigen Reich der Naturwissenschaft und weiterhin der vorklinischen Medizin verzichten, so sei mir wenigstens gestattet, mit einem Schlußwort einige Fächer der klinischen Medizin und vor allem die Chirurgie in das helle Licht der Erörterung zu rücken.

Die Einzelfächer der Medizin sind nun in der eben besprochenen Hinsicht stark verschieden. Finden wir z. B. in der Augenheilkunde die sorgfältigste Kleinarbeit im wörtlichen Sinne gewissermaßen auf die Spitze getrieben, so muß doch stets der große Zusammenhang mit dem ganzen Menschen, mit seinen gesunden Regel- wie mit seinen Krankheitszuständen gewahrt werden. Ähnlich ist in dieser besonderen Hinsicht auch die Zahnheilkunde zu betrachten. Anders ist es wieder bei der inneren Medizin. Der Arzt würde „im Sande“, im Kleinen stecken bleiben, wenn er nicht eben die großen Zusammenhänge innerhalb des vielgegliederten Organismus des Menschen nach ihren physiologisch-chemischen, nach neurologischen usw. Gesichtspunkten in den Vordergrund stellte. Die Kleinarbeit der täglichen Krankenbeobachtung, die Kleinarbeit der vielfachen Laboratoriumsuntersuchungen darf demgegenüber freilich nicht vernachlässigt werden, will der Arzt nicht Gefahr laufen, mit seinen Schlußfolgerungen in die Luft zu bauen.

Eine ganz besonders wichtige Koppelung der „großen Linie“ einerseits und der sorgsamsten, verantwortungsschweren Kleinarbeit tritt uns in der Frauenheilkunde und vor allen Dingen in der Chirurgie entgegen. Verweilen wir noch einen Augenblick bei der letzteren, die mir als Arzt und Hochschullehrer besonders nahesteht.

Wenn man als Kern- und zugleich Spitzenleistung der chirurgischen Tätigkeit die Operation — ähnlich wie beim Truppenführer das Gefecht — anspricht, so sieht man hier in einem einheitlichen Arbeitsgang alles vereinigt, was das Können des Fachmannes ausmacht. In unserem besonderen Zusammenhang bedeutet dies also, daß sich mit einer gewissen Großzügigkeit der Planung, mit dem stets wachen Blick über die Gesamtlage während der Operation (Aufsicht über die ärztlichen Helfer und ihre Handreichungen, Beobachtung des Narkoseverlaufs, Wahrung der Keimfreiheit des ganzen operativen Geschehens) zu verbinden hat die Kleinarbeit und die Beachtung zahlloser, scheinbar bedeutungsloser Einzelheiten. Diese Aufgabe ist gleichbedeutend damit, daß der Chirurg sozusagen zwei Naturen in sich zu vereinigen und sie gleichzeitig zur Wirkung zu bringen hat. Man kann im Zweifel sein, auf welcher der einander gewissermaßen entgegenstrebenden Seiten die größere Verantwortung liegt: Einhaltung der großen Linie im Fortgang der einmal geplanten und begonnenen Operation oder die nicht erlahmende Beharrlichkeit, mit der lückenlos die Vielheit der „Kleinigkeiten“ im Auge behalten wird. Sicherlich wiegen diese „Kleinigkeiten“ des eigenen Handelns und der beobachtenden Tätigkeit oft schwerer; gelegentlich ruht auf ihnen die ganze Last der Verantwortung. Wenn z. B. bei einer Darmnaht nicht jeder einzelne Stich für sich auf seine Richtigkeit beurteilt, in Anlage und Knotung auf seine Zuverlässigkeit bewertet wird, wenn ferner am Ende einer Hirnoperation nicht jede kleine blutende Stelle sachgemäß versorgt ist, wenn bei dem Eingriff am Gelenk nicht jegliche Einzelheit des gewebeschonenden und des keimfreien Operierens beachtet wird — durch ein einzelnes und einziges Versagen an „Kleinigkeiten“ könnte der Erfolg des ganzen Eingriffs in Frage gestellt, könnte sogar das Leben des Kranken in unmittelbare Gefahr gebracht werden. Also beständiges Wachsein in der Kleinarbeit, unablässige Aufmerksamkeit in allen Einzelheiten wird zum Gebot der Beharrlichkeit. Nur sie, die Beharrlichkeit sichert den Erfolg, der freilich auch der Großzügigkeit nicht entraten kann.

Ich will bei der Anführung weiterer Beispiele nicht länger verweilen und zum Schlusse kommen, denn ich habe den Eindruck, die Lanze für die Bedeutung der Klein-

arbeit und für die Beharrlichkeit in der wissenschaftlichen Arbeit ist erfolgreich gebrochen. Ja, es stellt sich doch wohl als Tatsache heraus, daß diese Kleinarbeit des Tages und die Beharrlichkeit im Kleinen wirklich ein unentbehrlicher Bestandteil im Reich der Wissenschaft ist, für den Lernenden nicht weniger als für den Lehrenden und den Forscher. Auf der Grundlage dieser von Verantwortungstreue gesteuerten Beharrlichkeit stellt sich dann der große Schwung, von dem wir ursprünglich ausgingen, ganz von selbst ein, wenn nach dem Dichterwort Lust und Liebe die Fittiche zu großen Taten werden, wenn die Begabung des einzelnen seiner Arbeitsrichtung entspricht, wenn der erwählte Beruf einer wirklichen Berufung gleichkommt.

Fassen wir abschließend die Beharrlichkeit, von der bei der Kleinarbeit so oft die Rede sein mußte, noch einmal ins Auge, so scheint sie, die Schwester der Tapferkeit, vorwiegend dem deutschen Wesen eigen zu sein. In der Tat, die Beharrlichkeit, für die es einen vollwertigen fremdsprachlichen Ausdruck, weder in der Alten noch in der Neuen Zeit, nicht gibt, ist eine wahrhaft deutsche Tugend. Zur weltgeschichtlichen Bedeutung scheint sie aufgestiegen bei dem Deutschesten aller Lebenden: Hätte der Führer bei allem Höhenflug seiner die Zeitwende einleitenden Gedankengänge nicht auch die politische Kleinarbeit während der mühsamen Jahre des Werdens seiner Bewegung in ihrer ausschlaggebenden Bedeutung erkannt, hätte er diese harte und entbehrungsreiche Kleinarbeit nicht Jahr für Jahr mit eiserner Beharrlichkeit durchgehalten — wie wäre ihm der innerpolitische Erfolg zuteil geworden, als dessen letzte, nur von ihm vorausgesehenen Auswirkung sich die augenblicklich im Gang befindliche Auseinandersetzung von weltgeschichtlichem Ausmaß darstellt! Auch die Beharrlichkeit des Führers, der selbst in seinem Buch „Mein Kampf“ dieser deutschen Tugend so manches gute und dankbare Wort widmet, sei uns in unserem eigenen kleinen Lebenskreis ein Vorbild wie alles an diesem Mann! Beherrzigen wir im Alltag wie im Höhenflug unserer Gedanken und Hoffnungen stets: die Beharrlichkeit ist es, die dem Kämpfenden den Sieg bringt.

Möge Euch dieses Wort ein Leitspruch in der künftigen wissenschaftlichen Arbeit sein, möge sich die Beharrlichkeit in Eurer Tagesarbeit wie auch auf weite Sicht stets als jene deutsche Tugend erweisen, die vielen von Euch schon im Verband der fechtenden Truppe und vor dem Feind Leistung und Bewährung gesichert hat. Den anderen, denen das eigene Erleben dieser Art bisher versagt geblieben ist, rate ich, den schönen Abschnitt über die „Beharrlichkeit“ bei Carl von Clausewitz in seinem ewig jungen Werk „vom Kriege“ nachzulesen.

Wenn nun aber, wie ich meine, Beharrlichkeit zum Deutschsein schlechthin gehört, dann muß sie täglich neu gelebt werden und unsere Arbeit adeln. Dürfen wir doch nicht müde werden, Ihr Jungen nicht und nicht wir Älteren, im Alltag deutsch zu sein und dies durch die Tat zu verwirklichen. Ich möchte auch die heutige feierliche Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, um Euch, junge Kameraden, auf diese besondere Pflicht aufmerksam zu machen, die uns allen aufgegeben ist, die wir an einer großdeutschen Hochschule wirken dürfen. Auf diese Weise — Deutschsein im Alltag — wird jeder, stehe er auf welchem Platz auch immer, zu Schutz und Trutze bereit sein und wird helfen können, das Führerwort in die Tat umzusetzen: „Wenn jeder Deutsche es gelernt hat, immer und zu allererst Deutscher zu sein, dann wird das Reich machtvoll und gesichert in die Ewigkeit hineinragen.“

Der wesentliche Auftrag der gegenwärtigen Stunde ist die förmliche Verpflichtung der jungen Studenten, die ich in großer Zahl vor mir sehe. Um den Auftrag erfüllen zu können, bitte ich je einen von Euch, Kameraden und Kameradinnen, vorzutreten, damit sie mir und dem Studentenfürher mit Handschlag das feierliche Gelöbnis ablegen auf die Gesetze der deutschen Hochschule.

Verpflichtung

am 6. Juni 1942

Rede des Rektors, o. Prof. der Chirurgie Dr. E. Seifert.

Kameraden und Kameradinnen!

Ich begrüße Euch, die Ihr in so stattlicher Anzahl mit dem Entschluß nach Würzburg gekommen seid, gerade hier, in Mainfranken und gewissermaßen im räumlichen Herzstück Großdeutschlands Eure Hochschulzeit zu beginnen. Kein Zweifel, daß gerade auf der Hochschule mancher der Eindrücke und Erlebnisse, daß manche Früchte von Arbeit und Erkenntnis besonders fest dort haften, wo sie erstmals empfangen und erstmals gewonnen wurden. Würzburg nennt sich wohl mit Recht „die schöne Stadt“. Würzburg, die Stadt der deutschen Studententage, wird es Euch, die Ihr zum Teil von weither gereist seid, bald mit ihren Wundern der sommerlichen Natur, mit ihren unvergänglichen Zeugen einer reichen geschichtlichen Vergangenheit, mit dem Geist ihrer reichen Kunstschatze angetan haben.

Aber — selbst wenn die Zeit nicht eine ernste wäre und nicht jeden Volksgenossen zu pflichtmäßiger Anstrengung verpflichtete — zum Genießen allein seid Ihr gewiß nicht nach Würzburg gekommen. Hier in Würzburg und seiner Universität wird auch gearbeitet. Hier wird sich keiner seiner Verantwortung entziehen und wird keiner seiner Pflicht zur Arbeit entgehen können. Ist doch die Universität und auch die Gesamtheit ihrer Lehrer dessen eingedenk, daß es hier in Würzburg eine große geschichtliche Verpflichtung einzulösen gilt: Forschung und Lehre der Gegenwart den rühmlichen Leistungen früherer Geschlechter ebenbürtig zu erhalten. Euch, die feurige Jugend in den Geist und in die unerbittlich strenge Sauberkeit der wissenschaftlichen Arbeit so einzuführen, daß Ihr dereinst auf sicheren Füßen stehend selbständig in diesem Sinn aus Euch selber wirken könnt, dies soll uns Lehrenden der höchste Ansporn sein.

Doch laßt Euch, meine jungen Kameraden, in einem solchen Hochgefühl, teilhaben zu können an deutscher Wissenschaft, teilhaben zu dürfen an weltweit anerkannter Forschung und wissenschaftlicher Leistung, nicht zu überspannten Hoffnungen für Euch selbst verleiten. Meint nicht, daß es im Reich des Geistigen leichter möglich sei, sich von der Arbeit im engsten Sinne des Wortes etwas abnehmen zu lassen; leichter als etwa einem Schlosser, der mit Mühe und Sorgfalt sein Werkstück herzustellen gehalten ist, oder etwa einem Bauer, dem es Schweiß und Anstrengung kostet, ein abgemessenes Stück Feld zu bearbeiten. Nein, die geleistete geistige Arbeit, soferne sie sinnvoll ist und den Regeln der Wissenschaft folgt, bedeutet eine anderswie nicht zu ersetzende Schulung und Sicherung des eigenen Könnens. Sie aber läßt sich nur durch unablässige Kleinarbeit erringen, durch die Tugend der Beharrlichkeit, deren Segen und deren Sieg ich im vergangenen Winter bei derselben Gelegenheit vor Eueresgleichen zum Inhalt feierlicher Ausführungen gemacht habe.

Aber das letzte Ziel der Hochschularbeit kann und darf — so grundlegend die Beharrlichkeit für den Erfolg auch ist — diese Kleinarbeit an sich niemals sein. Sie würde Gefahr laufen, zur Handwerksmäßigkeit zu erstarren, sie würde allzu leicht zur Geistlosigkeit verführen — solche Zeiten hat die jahrhunderte alte Geschichte der deutschen Hochschulen bereits erlebt, aber hoffentlich für alle Zeiten hinter sich. Vielmehr muß zur beharrlichen Kleinarbeit auch die größere Bewährung kommen. Um hier bestehen zu können, ist der ungetrübte Blick für die Lage, die richtige Wahl des Weges und der Mittel ein Erfordernis. Die Meisterung der Lage hat eine geschulte und immer wieder geschulte Erfahrung zur Voraussetzung, die eben allein durch bestes fachliches Können, durch unermüdliche Kleinarbeit erworben werden kann. Herrschen muß das Können, den Einsatz des Könnens aber befiehlt die Entschlußkraft. Sie ist die Tat! Sie, die Entschlußkraft, gepaart mit Verantwortungswille, ist schließlich das letzte Ziel der

Ausbildung, ist die reifste Frucht der Beharrlichkeit und Kleinarbeit.

Von höchster Wichtigkeit ist — so steht es in Adolf Hitlers „Kampf“ als Forderung für die nationalsozialistische Schule und Hochschule — die Ausbildung der Willens- und Entschlußkraft, die Erziehung zur Verantwortungsfreudigkeit.

Fassen wir einen Augenblick diese Fähigkeit zur Entschlußkraft schärfer ins Auge, beschränken uns aber auf das rein wissenschaftliche Gebiet, so ist wohl klar, daß ihr Einsatz, vor allem in zeitlicher Schnelligkeit, nicht ein für allemal die nämliche ist. Auch die Folgerichtigkeit einer Mehrheit von Entschlüssen oder schließlich die Schwere der Verantwortung des einzelnen Entschlusses kann und braucht, gerade im großen Gebiet der Wissenschaft und der Universitätsarbeit, keinesfalls die gleiche für die Leistungsaufgaben aller Fächer oder aller Fakultäten sein. Wie könnte auch eine derartige Einheitlichkeit oder gar Einförmigkeit mit dem Lehrziel und der Lehrweise einer deutschen Universität im Einklang stehen?

Wollte man nach einleuchtenden Beispielen suchen dafür, wie und warum gerade wir auf der Universität unseres Führers Wort von der Ausbildung und von dem Wert der Entschlußkraft verwirklichen können, so würde es an solchen Gelegenheiten in keiner Fakultät mangeln. Wir könnten dabei sowohl der Frage nachgehen, wie wichtig die Entschlußkraft im Einzelfall ist für die Gesamtlösung einer gestellten wissenschaftlichen Aufgabe; oder aber auch die Beobachtung darauf einstellen, inwiefern Mängel der Entschlußkraft den Zielwurf nach Güte der Leistung und nach Zeitaufwand vereiteln.

Als Schuljungen haben wir es sicherlich niemals erfaßt und konnten es auch wohl nur selten ahnen, ob und welcher Entschluß unserem Lehrer auf der höheren Schule auferlegt war, wenn es für ihn galt, seine vielköpfige Klasse in irgend eine neue Aufgabe oder neue Erkenntnis — sei es auf naturwissenschaftlichem oder sprachlichem oder geschichtlichem Fachgebiet — rasch und vor allem zweifelsfrei so einzuführen, daß der einmal gewählte und gemeinsam beschrittene Weg unbeirrbar sicher zum Ziele, daß er Schritt für Schritt zum Verständnis aller führen mußte. Art und Schwere dieser geistigen Leistung des Lehrers vermochten wir ehedem ebensowenig abzuschätzen wie die Voraussetzungen, die in seinem Entschluß — der uns bestenfalls als eine Selbstverständlichkeit oder als eines der einfachsten Dinge bei unserem Lehrer schien — notwendig gewesen waren.

Weniger auffällig für die Außenwelt, weniger beachtet und vor allem kaum gebunden an die Zeit würde andererseits ein Entschluß sein dürfen, der von einem Sprach- oder Kunst- oder Kulturwissenschaftlichen Forscher verlangt wird, dem die Lösung einer bestimmten wissenschaftlichen Aufgabe gesetzt ist und der sich nun in die Lage versetzt sieht, zur Erkenntnis unbeschrittene Wege suchen und sie mit Erfolg gehen zu müssen. Die Entzifferung einer altertümlichen Handschrift, die Deutung einer alten Grabmalinschrift, die Erkundung dieses oder jenes völkischen Brauchtums frei von Fehlschlüssen zu erzwingen, fordert auch ihrerseits, eben auf Grund der sattelfesten Wahl und Anwendung der wissenschaftlichen Hilfsmittel, zweifellos eine gewisse Entschlußfähigkeit, auf die sich der weitere Aufbau des wissenschaftlichen Gedankenwerks unbeirrt gründen darf.

Wesentlich sinnfälliger stellen sich die Bewährungen in Entschlußkraft und Verantwortung dar auf dem Gebiet der naturwissenschaftlichen Fächer. Auch ungeachtet der Fehlschläge und der Sackgassen, in die nicht selten der Weg des Forschers führt, ist hier die Entschlußkraft berufen, beizeiten die gangbare, die erfolgssichere Richtung nicht nur tastend aufzuspüren, sondern oft genug mit entscheidendem Griff wieder aufzufinden, bis das Ziel erkannt, der Kernpunkt der Erkenntnis gewonnen und gesichert werden kann. Allein die erlernte Fähigkeit, das wissenschaftliche Handwerkszeug fehlerlos zu beherrschen, auf Befehl diese oder jene Beobachtung vorzunehmen — das macht den naturwissenschaftlichen Forscher noch lange nicht aus. Unerläßlich ist der sichere Blick für das Wesentliche einer Fragestellung. Schon hierfür ist allerdings die unablässige Schulung eine grundlegende Voraussetzung; noch mehr aber gilt dies für die treffsichere Entscheidung, wie mit den einmal gewählten und verfügbar gemachten Mitteln das Ziel folgerichtig im Auge behalten, gewissermaßen angesteuert werden kann. Was bedeutet das anders als eine Art Entschlußkraft? Nichts schöner denn als die Befriedigung, daß selbst ein bescheidenes Ziel den planmäßigen Einsatz gelohnt hat! Auch war es sicherlich kein nutzloses Anspornen der Entschlußkraft, falls das Teil-

gebiet der wissenschaftlichen Forschung noch so unscheinbar gewesen sein sollte; soferne nur der gewonnene Baustein, den Entschlußkraft gepaart mit beharrlicher Kleinarbeit geformt hat, als unbedingt verlässlich gewertet werden darf. Hatte und hat nicht gerade das weltweite Vertrauen auf alle Teilgebiete der deutschen naturwissenschaftlichen Forschung und im besonderen die Verlässlichkeit ihrer Einzelergebnisse einen tragenden Anteil an der Geltung der deutschen Wissenschaft in allen Erdteilen?

Es möge auch der Verantwortung und der Entschlußfähigkeit des Rechtswahrsers kurz gedacht sein. Schicksale von Menschen und Sachen, von Waren und Unternehmungen können abhängig sein davon, daß mit unbeirrbarem Griff in das widerstrebende Vielerlei von Tatsachen, Gründen und Scheingründen doch die Rechtsfindung gewährleistet bleibt. Wie wäre das anders möglich, als daß eben hinter jedem Entschluß, hinter jeder Rechtsentscheidung der klare Blick für das Wesentliche, geschult durch beharrliche und oft genug beschwerliche Ausbildung stände?

Was endlich die Entschlußfähigkeit für den im Dienste und zum Wohl des kranken Mitmenschen tätigen Arzt bedeutet, haben wir alle vielleicht am eigenen Leibe erfahren oder im engsten Angehörigenkreis erlebt. Bei dieser oder jener Krankheit wird der Arzt gerufen; seine Entscheidung, oft genug in Minutenschnelle verlangt, bannte nicht nur körperliche Not für den Augenblick; weil sie sich auf weite Sicht und vielseitige Kenntnis gründete, war sie imstande gewesen, wieder zu Gesundheit und Wohlbefinden zu verhelfen.

So einfach, wie es uns schon das Arzterlebnis im Kindesalter vermittelt haben mag, liegen bei näherem Zusehen die Dinge noch nur in einem Bruchteil der Fälle, die den Arzt zu folgerichtigerem und wissenschaftlich geleitetem Einsatz seiner Entschlußkraft aufrufen. Auch stellen sich die einzelnen Fachgebiete der Heilkunde unter diesem einen Gesichtswinkel sehr unterschiedlich dar; gemeinsam aber ist und bleibt jeder dieser Lagen das eine, daß ohne eine geradezu beispiellose ständige Schulung selbst großes ärztliches Können nicht jene Sicherheit der Entschlußfähigkeit verbürgt, die zur verantwortungsbewußten Berufsausübung unerlässlich bleiben muß.

Lassen Sie mich am Beispiel der Chirurgie, die mir als Fach- und Lehrgebiet besonders nahe liegt, mit einigen aus vielen gleichartigen ausgewählten Fällen dartun, wie gerade beim Chirurgen, der mit Kopf und Hand wirken darf, wie gerade bei ihm die ärztliche Tätigkeit ein unausgesetztes Hintereinander von Entschlüssen — oft einfacher und beinahe handwerklicher, oft aber auch folgenschwerster Art — und deren sinnvoller Auswertung sein muß.

Jedermann weiß, daß sich in der Mehrzahl der Fälle die frische Wurmfortsatz-, die sog. Blinddarmentzündung aus einigen wenigen Angaben des Kranken und vor allem aus einer kleinen Reihe bestimmter Krankheitsmerkmale derart eindeutig erkennen läßt, daß ein Entscheid über die erfolgssichere Abwendung der Gefahren nach dem heutigen Stand der Kenntnisse kaum anders als gewissermaßen zwangsläufig fallen muß: in Deutschland nicht nur, sondern in der ganzen Welt gilt bei der frischen Wurmfortsatzentzündung die frühzeitige Operation als das stets anzustrebende, als das raschest wirksame, sicherste und einfachste Behandlungsverfahren. Auf der anderen Seite sind die Fälle doch gar nicht selten, daß der ärztliche Untersuchungsbefund von der Regel des Lehrbuches in dieser oder jener, unter Umständen sehr maßgeblichen Richtung abweicht. Dann heißt es, sorgfältig an Hand der eigenen Erfahrung, auf Grund gewissenhaftester Schulung alles Für und Wider abwägen. Gibt es doch im Bauchbereich und auch in der rechten Unterbauchhälfte noch mehr als eine krankhafte Veränderung, die ebenso wie die frische Wurmfortsatzentzündung mit Schmerzen, Darmstörungen und Fieber einsetzt, die dem Untersucher Teilbefunde am Bauch, der Blinddarmentzündung ähnlich oder verwandt, darbietet und die dennoch keine Blinddarmentzündung ist. Es liegt auf der Hand, daß einige dieser andersartigen Krankheitszustände auch abweichend behandelt werden müssen, z. B. nicht operiert werden dürfen. Wie einfach wäre es, sich in einem solchen Zweifelsfall auf den Standpunkt zu stellen: wir wollen bis morgen oder übermorgen warten, ob sich der weitere Verlauf mit deutlicher werdenden Krankheitszeichen doch auf die Blinddarmentzündung einstellt oder ob andererseits diese ausgeschlossen werden darf; womit sich dann das unblutig abwartende Verhalten des Arztes als gerechtfertigt erweisen würde. Es sei nicht bestritten, daß in einigen Ausnahmefällen eine derartige Einstellung des Arztes statthaft, ja unter Umständen notwendig sein kann. Aber auf der anderen Seite würde man sich bei einem Abwarten, das nicht selten einem Zaudern gleichkäme, des unbestritten hohen, ja des lebensrettenden Wertes

einer Frühoperation begeben und das könnte dann — falls eine Wurmfortsatzentzündung dennoch vorliegt — äußerst verhängnisvoll werden. So ist hier, für den verantwortungsbewußten Chirurgen, Zaudern schlechter als Handeln — ein alter soldatischer Grundsatz bewährt sich auch hier und tief im Frieden — und schlechter sogar als falsches Handeln. Die jüngeren Mediziner unter Euch werden zu gegebener Zeit schon noch lernen, daß es gar nicht selten besser und gefahrloser ist, einen Blinddarm anzugehen und wider die Vermutung dann einen gesunden Wurmfortsatz — also aus fehlgehender Diagnose — zu entfernen als wenn man aus mangelnder Entschlußkraft bei einer wirklichen Blinddarmentzündung die Zeit des richtigen Handelns versäumt; das Zaudern des Arztes kann aber dem Kranken, der genau wie seine Angehörigen unschuldig ist an den unklar bleibenden Krankheitsanzeichen, sogar das Leben kosten.

Wie sehr darüber hinaus, also über Diagnosen- und Anzeigenstellung hinaus, dem Chirurgen aber noch ein Vielfaches an Entschlußfähigkeit bei jedem seiner blutigen Eingriffe, ganz gleich wo und zu welchem Zweck, beinahe Schritt für Schritt zugemessen wird — sei es angesichts irgend eines überraschenden Befundes, auf den er im Verlauf der Operation stößt, sei es eine unerwartete, die Übersicht störende und den Handlungsverlauf entscheidend unterbrechende Blutung, sei es die Gefährdung der Keimsicherheit des Operationsfeldes, sei es das Mißgeschick der Hände eines mithelfenden Arztes — dies alles könnte nur vor einem ärztlichen Zuhörerkreis in seiner ganzen Bedeutung für die tägliche Arbeitsaufgabe gewürdigt werden. Ich sehe deshalb von einem weiteren Eingehen in Einzelheiten ab, so reizvoll dies auch für den Fachmann wäre.

Noch ein letztes fast alltägliches Beispiel mag die drängende Verantwortungsfülle der chirurgischen Entschlüsse veranschaulichen.

In das Krankenhaus wird ein Schwerverletzter eingeliefert, dem vor knapp zwei Stunden, als er sein beladenes Gespann einen Hohlweg hinabführte, die Zugpferde scheuten, so daß er selbst zu Boden gerissen und — ohne daß er in der beengten Lage sich zu befreien vermochte — von dem Rad des schweren Wagens überfahren wurde. Eine schlimme Verletzung des Beines, sowohl an den Weichteilen wie am Knochengerüst, war die Folge; und nur glücklichen Nebenumständen war es zu danken, daß der Verletzte alsbald in das Krankenhaus hatte verbracht werden können. Bleich und kühl, teilnahmslos und nur oberflächlich atmend liegt der Verletzte vor uns; daß sein Zustand rasche Hilfe braucht, sieht jeder. Das schmerzende Bein mit seinen bösen Wunden verlangt Fürsorge nicht weniger als der Schockzustand und die schwer darniederliegenden Kräfte. Aber es widerstreiten sich — das weiß der Fachmann genau — alle die Maßnahmen, die sowohl das eine wie das andere zum Ziel haben. Auf weite Sicht birgt die arg verschmutzte Wunde und der Knochenbruch größte Gefahren, um so mehr, je länger die Wundversorgung hinausgezögert wird. Im Augenblick jedoch ist der Allgemeinzustand derart bedrohlich, daß dem Kranken diese Wund- und Knochenbruchversorgung keinesfalls zugemutet werden darf, nicht einmal die zweifellos notwendige Röntgenuntersuchung, ohne daß durch eine solch zusätzliche Belastung die Lebensgefahr verhängnisvoll gemehrt würde. Beiden Zielen, der Hebung des Allgemeinzustandes und der Beseitigung örtlicher Beschwerden am Bein, könnte höchstens die planmäßig angeordnete Schmerzstillung gemeinsam dienlich sein. Was aber darüber hinaus an sorgfältig angesetzten, rasch wirksamen Maßnahmen Schritt für Schritt notwendig ist, um ohne Gefahr für den elenden Schwächezustand auf der einen Seite, auf der anderen Seite mit Rücksicht auf eine möglichst durchgreifende Versorgung der Verletzungsstelle selbst der verantwortungsschweren Sachlage gerecht zu werden, stellt sich als ein derartiges Vielerlei dar, verlangt derart viel Rücksichtnahme auf diese oder jene Teilaufgabe, daß es kaum möglich ist, in Kürze die Einzelheiten der rein ärztlichen wie auch der pflegerischen Maßnahmen zu kennzeichnen. Klar ist das eine, daß nur langjährige Schulung, völlige Beherrschung der einzelnen Handlungen und ihrer Auswirkungen den Chirurgen in den Stand setzt, den richtigen Weg zu gehen. Zaudern kann schwerste Rückschläge zur Folge haben. Die Entschlüsse müssen rasch und selbstverständlich richtig gefaßt werden; und doch würde planloser Eifer nicht minder gefährlich werden können als Entschlußlosigkeit.

Wie aber, wenn wir uns bei einer solchen Sachlage nicht im wohlgeordneten Krankenhausbetrieb befinden, wo jedes pflegerische Erfordernis erfüllt werden kann, wo alle sonstigen ärztlichen Hilfsmittel zur Verfügung stehen und die Auswahl unter den besten Arzneimitteln aller Art beinahe unbeschränkt frei ist, sondern wenn das hinzu kommt, was der Soldat, der Sanitätsoffizier als „sanitätstaktische Lage“ nur zu gut kennt? Jetzt,

unter diesen erschwerenden Umständen wird nicht nur ein höheres Maß fachlicher Tüchtigkeit, von geistiger wie körperlicher Leistungsfähigkeit verlangt, sondern auch von Entschlußkraft und Entschlußsicherheit. Diese Forderung überträgt sich jetzt, mehr noch als im friedensmäßigen Krankenhaus, auch auf die Gehilfen des Arztes. Um so schwerer wiegt jetzt die Aufgabe, als es jetzt nicht einen einzigen Schwerverletzten zu versorgen gilt, dem alle Fürsorge ungeteilt zugute kommt, sondern es ist eine Vielzahl verschiedenartigster Verletzter möglichst rasch und möglichst gut zu betreuen — alle nach den gleichen Grundsätzen, die von ärztlich-wissenschaftlicher Verantwortung bis ins kleinste beherrscht sein müssen.

Nun soll keineswegs gesagt sein, daß — zumal im ärztlichen Betätigungsfeld — der einmal gefaßte Entschluß oder auch bloß ein Teilentschluß unabänderlich zu sein habe und ohne Nachsicht, ohne weichliches Nachgeben unbedingt verwirklicht werden müsse. Gerade für uns Ärzte und Chirurgen gilt, daß wir an unseren eigenen Fehlern vielfach am besten lernen. Aus einem fehlgehenden Entschluß kann oft sogar schon sehr frühzeitig, ehe er z. B. bis zum letzten durchgeführt ist, Lehre und Aufklärung gewonnen werden. Wir können uns glücklich schätzen, daß uns die fortlaufende Beobachtung des Kranken und die Auswirkung unserer Einzelmaßnahmen auf sein Befinden gelegentlich schon in kürzester Frist anzeigt, was und warum unser ursprünglicher Entschluß doch der Berichtigung bedarf, ja unter Umständen sogar umgestoßen werden muß. Wichtig ist dann allerdings, nicht unbelehrbar bleiben, sei es aus Bequemlichkeit oder sei es aus Hartköpfigkeit, sondern in Meisterung der unerwarteten Lage anstelle des ersten Entschlusses den besseren zweiten setzen. Das aber verlangt, auch der Nichtarzt wird dies nachfühlen können, zuweilen mehr Mut, mehr Können, verlangt die härtere Entschlußfähigkeit.

Doch mit dem Ausspinnen weiterer Möglichkeiten wollen wir innehalten. Mir war wichtig zu zeigen, daß nur die Verbindung des fachlichen Könnens und der unablässigen ärztlichen Schulung einerseits mit zielsicherer Entschlußfähigkeit andererseits die vielfältigen Aufgaben des Arztes und Chirurgen meistern hilft; und zweitens, daß sich die Entschlußkraft eben nur dann segensreich wird auswirken können, wenn sie sich auf sauberste Durchführung der rein fachlichen Einzelleistung, eben auf gediegenste Schulung gründen kann.

Diese Erkenntnis und dieses Erfordernis, meine jungen Kameraden, ist aber nicht nur der ärztlichen Entschlußkraft eigen, sondern war auch den anderen vorgebrachten Beispielen aus den übrigen Wissens- und Fachgebieten unserer Universitätsausbildung in mehr oder weniger sinnfälligem Umfang gemeinsam.

So verstehen gerade wir auf der Universität, warum der Führer es als ein entscheidendes Ziel des Hochschulunterrichts bezeichnet, daß nicht bloß fachliche Kenntnisse zu vermitteln seien, sondern daß vor allem Entschlußkraft und Verantwortungsfreudigkeit entwickelt werden müsse.

Wie in der Tat beides, beharrliche Schulung des fachlichen Könnens und treffsichere Entschlußkraft, untrennbar zusammengehört, wenn Großes geschehen und wenn voller Einsatz zu höchstem Erfolg führen soll, das zeigt uns ein Begebnis, das — außerhalb der Hochschule gelegen, sinnvoll und vorbildlich für alle Zeiten in Krieg und Frieden — den Wert der Entschlußkraft in unvergänglicher geschichtlicher Größe erstrahlen läßt. Genau auf den Tag vor einer Woche, auf den ich ursprünglich die heutige Feier anzusetzen gedachte, jährte sich die siegreiche Seeschlacht vor dem Skagerrak des Weltkrieges. Ich selbst habe nicht das Glück haben dürfen, an diesem unvergleichlich ruhmreichen Geschehen teilhaben zu können; auch liegt es mir ferne, im Augenblick auf die seekriegsgeschichtliche Bedeutung des Sieges von Jütland einzugehen. Aber die Lehre, die uns diese Schlacht und das Verhalten der deutschen Kämpfer gerade für den vorliegenden Zusammenhang erteilt, möge das bisher Erwogene von einem ganz anderen Gesichtspunkt beleuchten. Ich kann mir kaum einen erhebenderen Abschluß dessen denken, was wir vorhin auf rein wissenschaftlichem Gebiet als grundlegend für den Wert der fachlichen Ausbildung und Schulung in ihrer Bedeutung für die Bewährung der Entschlußkraft erkannt haben.

Nachdem durch das Gefecht der Schlachtkreuzer unter Hipper, übrigens an sich schon ein unzweideutiger deutscher Sieg gegen vielfache Übermacht, der erste Abschnitt seinen für die deutschen Waffen günstigen Abschluß gefunden hatte, entwickelte

sich durch das Zusammentreffen der beiderseitigen Linienschiffsgeschwader der zweite und — wie sich zeigen sollte — schlachtentscheidende Abschnitt.

Sein Beginn ist dadurch gekennzeichnet, daß Hippers Aufklärungsstreitkräfte die abdrehenden britischen Kreuzer verfolgen, alsbald aber auf die inzwischen eintreffende Hauptmacht der Briten stoßen, was bekanntlich dem kleinen Kreuzer „Wiesbaden“ (mit Gorch Fock im Krähenest) zum Verhängnis wird. Als nun die deutsche Hauptmacht der Linienschiffe auch ihrerseits nachstößt, ergibt sich das berühmte — für die Briten günstige — crossing the T, indem die englische Schlachtflotte den Querbalken über das T zieht und hierdurch die deutsche Spitze in verheerendes Feuer bringt. Wenn auch hierbei, gleich zu Beginn, drei britische Großkampfschiffe vernichtet oder kampfunfähig werden und die „Invincible“, die unsere „Wiesbaden“ lahm geschossen hatte, in die Luft fliegt — der auf der deutschen Spitze lastende Druck verlangt ein durchgreifendes Handeln. Der deutsche Flottenführer meistert die beinahe verhängnisvoll werdende Lage um 17.33 Uhr durch den kühnen, von niemand erwarteten Entschluß, seine gesamte Streitmacht in einer Gefechtskehrtwendung auf Südkurs herumzuwerfen. Die einzig dastehende Leistung gelingt und erfüllt ihren Zweck, hätte aber, wie einer der Schilderer der Schlacht richtig bemerkt, von keiner anderen Flotte der Welt bis heute ausgeführt werden können. Sie war bei den gegebenen Umständen nur möglich unter einer Führung, die ihre Verbände, Schiffe und Besatzungen unbedingt sicher in der Hand hatte. Ein Manöver wie dieses gilt, zumal unter dem Druck einer ungünstigen Gefechtslage wie hier, als das schwerste, das es für eine Flotte gibt (Busch). Als nach einer halben Stunde durch eine nochmalige Kehrtwendung der deutschen Flotte die Gefechtsberührung mit dem Feind wiederhergestellt ist und die deutsche Spitze erneut in schwerstes Feuer gerät, steigt auf Scheer's Flottenflaggschiff „Friedrich der Große“ das in aller Welt berühmt gewordene Flaggensignal zum entscheidenden Angriff. Er ist besonders gekennzeichnet durch den rücksichtslosen Einsatz der die Spitze bildenden Schlachtkreuzer und vor allem der deutschen Torpedoboote. Als diese anzulaufen beginnen, ergeht an die Linienschiffe zum dritten Mal an diesem Tage das Signal zur Gefechtskehrtwendung. Auch sie gelingt wiederum. Es kann für die überraschten Engländer, die sich unter diesem gefährlichen Druck des Angriffs der deutschen Torpedowaffe zum Abdrehen entschließen müssen, nun wirklich kein Zweifel mehr sein, daß nicht ein wohlgesinnter Zufall die Deutschen das Wendungsmanöver glücken ließ, sondern daß sie einem an Führung, Waffe und Kampfgeist überlegenen Feind gegenüberstehen.

Die anschließenden Nachtgefechte — der dritte Schlachtabschnitt — erweisen in zahlreichen Einzelbegegnungen auch ihrerseits den hervorragenden Ausbildungsstand der deutschen Flotte, da Nachtmanöver von jeher als ein Prüfstein für Fahrtausbildung, für Nachrichten- und Signalübermittlung gelten.

Viele von Euch, meine jungen Kameraden, sind Soldaten genug, um ermessen zu können, daß die im schönsten Licht erstrahlende Entschlußkraft des deutschen Flottenbefehlshabers im Hauptabschnitt der Schlacht sich hatte gründen müssen auf ein vollendetes fachliches Können der Unterführer und der Besatzungen, auf einen unvergleichlichen Ausbildungsstand der Flotte, gewonnen durch unerbittlich beharrliche Schulung in langen Friedensjahren.

Ich glaube, es gibt kein schöneres, kein stärker aufmunterndes Beispiel aus der Geschichte deutscher Heldentaten der Vergangenheit. Es möge für uns, auch für uns auf der Universität, stets ein Vorbild sein, wie nur bestes Fachkönnen, wie nur beharrliche Kleinarbeit schließlich beim höchsten Einsatz jene Fähigkeit zur Entschlußkraft verleiht, die der Führer von uns, freilich bloß auf dem ungefährlichen, aber gleichwohl verantwortungsvollen Gebiet der geistigen Arbeit, der wissenschaftlichen Lehre und Forschung als Kennzeichen der geistigen Führereignung fordert.

Nun hätte es gleichsinnige Beispiele großer und kleiner Art wahrlich aus dem gegenwärtigen Krieg genug und in voller Fülle gegeben, um dieselbe Lehre zu ziehen wie aus der Seeschlacht vor dem Skagerrak. Aber einem Seefahrer und alten Soldaten aus dem Weltkrieg wird es kaum verübelt werden können, wenn er des letzten Maitages 1916 in besonderer Liebe und Bewegung gedenkt; und zu den vielen, gleicherweise erhebenden Ereignissen des jetzigen Krieges zu Lande, zu Wasser und in der Luft haben wir doch nur zu kurzen Abstand, als daß wir eine der zahllosen Einzelhandlungen des bisherigen Kriegsverlaufs heranzuziehen uns hätten erlauben dürfen.

So mag es, um an Taten der deutschen Kriegsgeschichte den entscheidenden Wert zielsicherer Entschlußkraft zu verdeutlichen, mit diesem einen Hinweis auf 1916 sein Bewenden haben. Der Geist von damals, das fachliche Können des kämpfenden deutschen Menschen und der Entschlußwille der Führung — alles ist heute der gleiche. Eines ist jedoch hinzugekommen, was uns Deutschen damals im Weltkrieg abging: das Wissen jedes einzelnen um die große Aufgabe, die in Zeiten wie heute uns Menschen deutschen Blutes gestellt ist und die sich uns Gegenwärtigen verkörpert in einem Führer aller Deutschen, dessen wir seinerzeit haben entbehren müssen.

So soll es auch in unserer Tagesarbeit, soll auch in der Zielsetzung unserer Hochschularbeit der Gedanke an die deutsche Sendung in der Welt — gerade der geistigen und wissenschaftlichen Sendung — soll die Treue und Gefolgschaft zum Führer die stete Triebkraft sein, um in uns das Verantwortungsbewußtsein bei unserer Aufgabe auf der Universität wachzuhalten, nämlich das saubere fachliche Können zum besten zu entwickeln und schließlich aus ihm die Fähigkeit zur Entschlußkraft — jeder auf seinem eigenen Leistungsgebiet — zu gewinnen.

Gewiß, unsere wissenschaftliche Arbeit, seien wir Lehrende oder Lernende, bietet uns noch mancherlei andere und kleinere Teilaufgaben, die wir nicht aus dem Auge verlieren sollen. Für heute haben wir aber doch eine ganz wesentliche und geradezu beherrschende ins Auge gefaßt, da sie entscheidend für die Bewährung in Eurem künftigen Beruf sein wird: für das Volk einst Führende auf geistigem Gebiet zu sein. Daß auch das kleinste Tun heute und immer bei jedem Deutschbewußten durchsetzt sein kann und bestrahlt sein soll vom Gedanken eben an die Sendung des Deutschen in der Welt, ist eine der schönsten Gaben, die uns Heutigen der Führer und seine Bewegung gebracht hat. Nur durch die einzelne Tat, selbst im Tagesgeschehen, in und außer der Arbeit, können wir danken. Uns als Glieder einer deutschen Universität hierzu in feierlicher Weise zu verpflichten, sei der tiefere Sinn der heutigen Veranstaltung.

Im Mittelpunkt der gegenwärtigen Feier steht für mich der Auftrag, Euch, junge Kameraden, feierlich auf die Gesetze der deutschen Hochschule zu verpflichten. Dazu bitte ich je einen von Euch, Kameraden und Kameradinnen, vorzutreten, um mir und dem Studentenfürher durch Handschlag das Gelöbniß für alle übrigen abzulegen.

18. Oktober 1941

Gedenkfeier

für den Gaustudentenführer Dr. Adam Hoos, gefallen vor dem Feinde am 7. 9. 1941.

Rede des Rektors, o. Prof. der Chirurgie Dr. E. Seifert.

Ich danke Ihnen, Gauleiter, daß Sie gerade diesen Raum bestimmt haben, um Ihres Amtsleiters in ehrender Weise zu gedenken. Denn Ihr Adam Hoos war auch der unsere und unsere Universität war die Stätte, der seine politische Arbeit überwiegend galt.

So manches Mal hat in diesem weiten Raum, den heute ein dankbares Gedenken vieler füllt, seine Stimme geklungen. Der Gaustudententag 1938, ein stolzer und erfolgreicher Tag für unsern Hoos, hat unter seiner Führung eine ansehnliche Reihe empfänglicher Hörer für die wissenschaftlichen Vorträge gerade hier versammelt. Und ich selbst erinnere mich mehr als einer Verpflichtungsfeier der jungen Studenten, als — wie ich es immer gehalten habe — nach mir das Wort mein Studentenführer ergriff. Dann konnte Hoos, durchdrungen von der Aufgabe des Augenblicks, begeistert und andere begeisternd seine Auffassung von den politischen Pflichten des neuen deutschen Studenten schildern.

Dennoch wäre es falsch, unseres Hoos' Wirken innerhalb der Universität ausschließlich an diesen Raum und seine feierlichen Gelegenheiten gebunden zu sehen; denn nur ein kleiner, wenn auch nach außen bedeutsamer Teil dessen, was Adam Hoos als ehrenvolle Arbeit des Studentenführers, als Pflicht und Aufgabe ansah, hat sich zwischen diesen Wänden abgespielt.

Nicht minder ehrenvoll empfand Hoos die politischen Pflichten des Alltags. Ihm lebte er mit allen seinen Kräften: Nur der Sache dienend, keinen scheuen Blick nach rechts oder links, immer zielbewußt am Entschluß festhaltend. Darüber hinaus aber war er voll Anregungen und Gedanken für neue Pläne. Für den Rektor nicht immer bequem, aber jedesmal erfreulich zu spüren war seine Aufgeschlossenheit gegenüber allen Aussichten und Möglichkeiten, die die Erneuerung der deutschen Hochschule im Reiche Adolf Hitlers in sich birgt, ja beinahe Tag für Tag als Aufgabe stellt. Dabei trat Hoos allen und sogar den unscheinbarsten Aufgaben mit einem Feuer und einem Mut, mit einer Tatkraft gegenüber, die selbst den gemessenen Urteilenden aus dem Kreis der Professoren schon auf den ersten Blick unbedingte Achtung abzugewinnen wußte.

Diese Achtung war, wie ich weiß, um so ehrlicher zu jenem Zeitpunkt, wo des Studentenführers Lehrjahre zu Ende gingen und als es galt, in der Staatsprüfung Rechenschaft über diese Arbeitszeit, über Wissen und Können abzulegen. Nun zeigte sich nämlich unser Hoos von einer Seite, die im Drange der politischen Aufgaben an ihm bisher kaum hervorgetreten war: Nicht durch Glück und Zufall begünstigt, nicht durch Schwäche und Weichheit der Prüfer geleitet, sondern nach eisern fleißigen Tagen und Nächten, nach zielbewußt durchgearbeiteten Wochen trat er — furchtlos wie immer — den Weg der stufenreichen Prüfung an, hielt ohne Pause durch und bestand beinahe mit der besten Note.

Im berechtigten Stolz über den verdienten Erfolg schöpfte er verstärkt das Vertrauen, künftig ein sachkundiger Helfer der Kranken, ein tüchtiger Arzt zu werden. Schon damals galt seine Hoffnung dem Gedanken, sich einst dem von ihm aufrichtig bewunderten Fach der Chirurgie zu verschreiben. Schüchtern wurden bereits die ersten Fäden gesponnen und alsbald greifbare Pläne zur späteren Ausbildung erwogen. Wie gerne hätte ich selbst diesem ernsthaften und strebsamen Jungen durch eigenes Zutun die Verwirklichung seiner beruflichen Pläne erleichtert, die er unmittelbar nach dem Kriege in Angriff zu nehmen gedachte!

So hat mich im Laufe der Jahre seit 1938 die politische Arbeit nicht nur, sondern auch manche berufliche Beziehung mit Hoos verbunden, zumal er auch im Kriege die heimatlichen Hochschulaufgaben nicht aus dem Auge verlor, keine Mühe des Brief-

schreibens scheute und selbst den kürzesten Urlaub nicht ungenutzt ließ, um seiner geliebten Hochschularbeit zu dienen. Aber darüber hinaus knüpfte die jahrelange gemeinsame Arbeit, knüpfte so mancher Erfolg und auch ein gelegentlicher Verzicht ein engeres Band. So wurde aus dem jungen Kameraden im hochschulpolitischen Kampf und aus dem Schüler auch der Freund — für mich sicher nicht schwer bei unseres Hoos offener, ehrlicher Art und bei der Wärme seines Herzens.

An diese Kameradschaft und Freundschaft zwischen uns beiden hat sich aber von Anfang meiner Amtszeit an eine weitere fruchtbare, kaum minder herzliche Bindung innerhalb der Universitätsführung angeknüpft und ausgebaut, die in diesem Augenblicke besonders betont sei: Mußte der Gleichklang der politischen Ziele und des Marschtritts die Studentenführung und die Dozentenführung in engster Tuchfühlung halten, so war eine durch den Schwung der Herzen befeuerte Zusammenarbeit dieser beiden Dienststellen untereinander und vor allem mit dem Rektor doch nicht ohne weiteres eine Selbstverständlichkeit. Aber bei uns in Würzburg bestand das allseitige Vertrauensverhältnis von vornherein. Um diese verschworene und unbeirrbar, dauerhafte Gemeinschaft beneidet uns manche deutsche Hochschule und ich selbst kenne kaum eine, die es uns hierin, vor allem auf längere Zeiträume, gleichtun könnte.

Mit dieser Feststellung verbinde ich jedoch, auch namens meiner Kameraden Schenk und Walcher, die feierliche Erklärung, daß ein Hauptverdienst an der vorbildlichen Gestaltung dieser Arbeits- und Kampfgemeinschaft gerade unserem Kameraden Hoos zufällt. Wir erfüllen sein Vermächtnis, wenn wir die vielfach bewährte Zusammenarbeit beibehalten und im Geiste seine Augen alle künftigen Kampfplagen gemeinsam mit den unseren beurteilen lassen. Denn welche Möglichkeiten gehen uns, den beiden Kameraden der Dozentenführung und mir, die Hoos in seinem Kampf für die Freiheit des Reiches verlassen mußte, für die lebendige Gemeinschaftsarbeit verloren, wenn künftig nach der siegreichen Beendigung des Krieges der weltanschauliche Kampf auf dem Erdenrund aufflammen wird, wenn in diesem Kampf auch der deutschen Hochschule ihre großen Aufgaben zufallen werden, wenn auch sie ihrem endgültigen Aufbau entgegengehen wird. Kamerad Hoos, Du wirst uns dann fehlen!

Unter dem Eindruck des reinsten Wollens dieses jungen Helden werden die dankbaren Gefühle stehen, die Rektor und Dozentenführung dem Gaustudentenführer in Walhall bewahren.

Ich sehe ihn noch vor mir auf dem Gaustudententag 1938, wie er an der Spitze seiner Gefolgsmänner auf der Bühne steht und mit der Kraft seiner Stimme singt, in die er so oft den ganzen Schwung seiner Seele legen konnte. Durchdrungen von dem Gehalt des Liedes, das die Morgenfeier damals einleitete, sang er und es schwoll unter Führung von Adam Hoos das mächtige Wort, der Schwur für das heilige Vaterland in den Raum:

Bei den Sternen steht, was wir schwören; der die Sterne lenkt wird uns hören: Eh der Fremde dir deine Kronen raubt, Deutschland, fallen wir Haupt bei Haupt.

Sieh uns all entbrannt, Sohn bei Söhnen stehen: du sollst bleiben, Land! Wir vergehen.

Nicht vergehen aber wird das Gedächtnis daran, daß Du wie so viele Deinen Schwur gehalten und ihn mit dem Einsatz des Lebens besiegelt hast, Kamerad Hoos!

Gedächtnisrede

für den am 24. Oktober 1941 vor dem Feinde gefallenen Professor Dr. Ludwig Schmidt,
gehalten vom Rektor, Prof. Dr. E. Seifert, am 26. Juni 1942.

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüt immer mit neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

Ich habe oft das Empfinden gehabt, als ob Ludwig Schmidt die Erhabenheit und Wahrheit dieses Kantwortes durch sein Leben und seine Lebensführung bewußt habe verwirklichen wollen.

Die klare Sternenwelt, deren Anblick ihm Begeisterung und den Inbegriff von Ehrfurcht erweckte, sie bedeutete ihm Ewigkeit und Gott. Seinen Kindern verstand er nahe zu bringen, was ihn selbst in der Anschauung und im Ergründen der Unendlichkeit des Weltalls bewegte.

Ein Mensch mit dieser seiner ehrfurchtsvollen Einstellung konnte dann wohl nicht anders als er es für sich selbst tat: mit seinem gesamten Tun und Handeln das Gesetz in der eigenen Brust auszurichten im Sinne des unerbittlichen Befehls aus Königsberg, im Sinne des kategorischen Imperativ.

Nur wenn hiernach das Leben geführt wird, kann eine Ehrenhaftigkeit und Treue des inneren Wesens nach außen strahlen, die auch Ludwig Schmidt eigen war. So kann, als Du, Ludwig Schmidt, in Kampf und loderndem Feuer nach Walhall gerufen wurdest, Dein Leben und Dein Wirken nur unter dem Licht eines inneren Adels erscheinen.

Für viele, die sich hier zusammengefunden haben, darf ich sprechen, wenn ich den Adel seiner Gesinnung und seiner ganzen Lebensführung, die Sauberkeit seines Wollens und damit auch die Verlässlichkeit seiner beruflichen Arbeit als den Grundzug von Ludwig Schmidts Persönlichkeit bezeichne. So ist für jeden, der wie ich unserem Kameraden Schmidt näherstehen konnte, dies ein beherrschender Eindruck seines gesamten Wesens geblieben.

Wir beide haben in den fast zwei Jahrzehnten, die wir an der Würzburger Universität kameradschaftlich Seite an Seite durchschritten, rasch manche nahe, später auch engste Berührungspunkte gefunden; wir haben sie offenen Herzens bis zur Freundschaft gepflegt. Wen Du, Ludwig Schmidt, als einen Feind des geistig und körperlich gesunden deutschen Menschen erkannt hattest, der war — das ließ uns mancher gemeinsame Weg nebeneinander untrüglich erkennen — auch der meine. So wird mir der Ernst so manches vertrauten Gesprächs unvergeßlich bleiben; zumal als Du mit dem Umbruch zur neuen Zeit auch nach außen hin in die politische Kampfreihe getreten und auch einer der engeren Mitarbeiter im NSDB geworden warst, als vor allem nach Erringung der deutschen Wehrhoheit uns zwei alte Soldaten auch wieder das Soldatsein zusammen und in noch engere Kameradschaft geführt hatte.

Mit welchem Stolz, mit welcher beneidenswerten Genugtuung durftest dann Du, lieber Schmidt, im Sommer 1939 dem Rufe unseres Führers folgen und auch vor dem Feind als Soldat Dein deutsches Herz — wärmer und deutscher konnte keines schlagen — Dein Pflichtbewußtsein, Deinen Ernst zur Tat werden lassen!

Ich weiß es, nicht leicht hat Ludwig Schmidt damals Haus und Sippe verlassen, hat sich nicht leichtthin von Arbeit und Beruf getrennt. War ihm doch Forschen und Lehren schönste Aufgabe und größte Befriedigung. Man mußte ihn einmal bei den rasch anwachsenden wissenschaftlichen Schätzen in seinem Institut, man mußte ihn in seiner lebendigen und beinahe herzlichen Gemeinschaft mit seinen engeren Mitarbeitern sehen! Wie hoch flogen dann seine Pläne, zumal ihm die Weitsicht des Gauleiters schon lange ehe er einem selbständigen Hochschulinstitut vorstehen durfte, Arbeitsaufgaben im Gau gestellt hatte, die durch ihre Verantwortung und Vielseitigkeit sein ganzes wissenschaftliches Streben in Anspruch nahmen und dauernd in Hochspannung hielten! Diese glückliche Verbindung eines Wirkens mitten im Leben und mitten im politischen Geschehen einerseits mit der strengen wissenschaftlichen Arbeit als Forscher und mit der Aufgabe eines Lehrers andererseits entsprach ganz dem tiefsten Bedürfnis Ludwig Schmidts. Nichts

schöner für ihn, als daß er derart sein Arbeitsgebiet im Gau in fruchtbarer Weise auch als Hochschullehrer und Institutsleiter erschließen durfte!

Den Weg Ludwig Schmidts bis zu dieser seiner anerkannten Stellung innerhalb unserer Universität mit dem Lehrauftrag für Rassenhygiene habe ich aus besonderer Gunst des Geschicks aus größerer Nähe als die meisten anderen verfolgen können.

Als er nach vielseitiger Ausbildung in Halle, Tübingen und Freiburg zu Beginn des Jahres 1925 nach Würzburg an das hygienische Institut als Assistent kam, war sehr bald seine Arbeitsrichtung und Arbeitsweise entscheidend beeinflußt und gekennzeichnet durch die Persönlichkeit K. B. Lehmanns, der frühzeitig die Fähigkeiten und die Zukunftsaussichten seines jungen Mitarbeiters erkannt hatte.

Aufs beste in allen Zweigen der wissenschaftlichen Hygiene geschult, erfüllt von Arbeitslust und beflügelt durch gediegenes Können war es Ludwig Schmidt schon nach zwei Jahren möglich, sich zu habilitieren. Als Aufgabe hatte ihm die Fakultät gestellt, seinen Vortrag über die Wirkung des Hochgebirgsklimas auf den gesunden und kranken Menschen zu halten. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er innerlich beschwingt durch Eifer und Gedankenfülle, in völlig freier Rede sprach, wie er — seinem verehrten Lehrer K. B. Lehmann nicht unähnlich — in verbindlicher und ungewöhnlich anregender Weise die Vielzahl der physiologischen, physikalischen und ärztlichen Fragen allgemein verständlich in eine abgerundete Form zu zwingen verstand. Das Urteil der Fakultät sparte angesichts dieser Leistung nicht mit Anerkennung, wurde doch dem angehenden Dozenten bereits damals bei dieser einen Gelegenheit ausdrücklich eine „seltene Lehrbegabung“ bestätigt.

Entsprechend dem Hauptarbeitsgebiet seines Lehrers K. B. Lehmann, mit dem er dienstlich und freundschaftlich aufs engste verbunden blieb — waren beide doch zwei Persönlichkeiten, die sich in den Grundzügen des Wesens vielfach sehr ähnlich verhielten — wandte sich Ludwig Schmidt mehr der Arbeits- und Gewerbehygiene zu. Aber auch andere Zweige des hygienischen Hauptfaches wurden keineswegs vernachlässigt, wie ein Blick auf die Reihe seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen zeigt. Ich selbst erinnere mich mit Genugtuung einer gemeinsamen Arbeit vor 10 Jahren, zu der er den bakteriologisch-serologischen, ich den klinischen Teil übernommen hatte. Schmidt blieb im Grunde doch soviel Arzt, daß er jeder ärztlich-klinischen Anregung bereitwillig, ja gelegentlich in der ihm eigenen feurigen Weise nachkam.

So hoch ihm die strenge Wissenschaft, so hoch ihm gerade die Vielseitigkeit und die breite naturwissenschaftliche Grundlage der Hygiene stand — Schmidt vergaß in seinem stets wachen Verantwortungsgefühl eben nie, daß ihm als Arzt hinter allem, was ihm im Laboratorium oder im Gewerbebetrieb wissenschaftlich beschäftigte, die Gesundheit des einzelnen Menschen, die Gesundheit des Volkes als treibende Kraft zu wirken hatte.

So konnte es, noch ehe der politische Umbruch das öffentliche Leben und viele allgemeine Staatsmaßnahmen mit dem rassistischen Gesichtspunkt machtvoll durchsetzte, nicht ausbleiben, daß Ludwig Schmidt — verantwortungsfreudig und deutschbewußt wie er war — sich gerade den Rassefragen zuwandte. Das lag ihm um so mehr, als diese sich im neuen Reich doch vielfach mit hygienischen und biologischen schlechthin decken.

Auf diesem freudig in Angriff genommenen Gebiet gedachte er sein Lebenswerk aufzurichten. Auch wenn ihm die Wartezeit beschwerlich wurde, endlich im Jahre 1938 schlug die Stunde, da er amtlich sein Lehrgebiet der Vererbungswissenschaft und Rasseforschung übertragen erhielt. Mit ehrlicher Freude durfte ich ihm damals seine neu errichtete Arbeitsstätte, das heutige Rasse-biologische Institut einweihen und übergeben. Das Vertrauen der Fakultät, in deren Namen ich heute ebenfalls sprechen darf, besaß Schmidt in hohem Maße auch als Vertreter des neuen Lehrfachs.

Aber dieses sein Institut sah er keineswegs als Ziel und Endpunkt an. Als ausbaufähig und ausbaubedürftig bedeutete es für ihn erst einen Anfang, an den sich größere Pläne knüpften. Mit Macht sollten diese nach dem siegreichen Krieg vorangetrieben werden und schon wagten die hochfliegenden Gedanken des Institutsleiters mit der Möglichkeit eines künftigen Neubaus zu spielen. Zunächst aber mußte in beharrlicher Kleinarbeit die Zelle wachsen und nur wenn die Fülle des inneren Gehalts den äußeren Rahmen sprengen möchte, würde das größere Werk gut werden. Dessen war sich Ludwig Schmidt bewußt und so suchte er zunächst — stets in lebhafter Verbindung mit den daheimgebliebenen Mitarbeitern — in den kargen Stunden der Fronruhe Vorarbeit für die Zukunft seiner Arbeitsstätte und seines Arbeitsgebiets zu leisten.

Auch wenn ihm nun das Schicksal und der Ruhm des Heldentodes die Wirklichkeit seiner Pläne ausgelöscht hat, in Zielrichtung und Arbeitsweise wird sein Institut, dem sein ganzes Sinnen und Trachten galt, auch weiterhin einen untrüglichen Stempel seiner Wesensart und seines Wirkens behalten.

Wie würde er, unser Rassenschmidt, sich lächelnd freuen, wenn er wüßte, mit welcher Gewißheit wir im Rückblick auf seine Arbeit und Leistung, auf sein Institut und Lebenswerk so sprechen! Ja, wie steht die verhaltene Heiterkeit dieses Mannes noch lebhaft vor unseren Augen! Nur auf dem Boden der Sauberkeit und Ehrlichkeit des ganzen Menschen, der Zuverlässigkeit und Bescheidenheit des Forschers, nur auf diesem sicheren Grund konnte solch eine echte Heiterkeit und freundliche Wärme bestehen. Diese Heiterkeit und Aufgeschlossenheit des inneren Wesens band ihn an die Jugend, der er an unserer Hochschule ein verständnisvoller, stets anregender Unterweiser war. Diese heitere Freundlichkeit, die ihm gelegentlich etwas Verträumtes gab, hinderte Ludwig Schmidt, von Natur aus keineswegs ein ausgesprochener Kämpfer, aber nicht im geringsten, mit ganzem Herzen Soldat zu sein und als Helfer seiner Soldaten, pflichtbewußt wie er war, jedes Erlebnis und jede Not mit ihnen zu teilen.

Kein schönerer Abschied von Wirken und Wissenschaft, kein schönerer Abschluß seiner Arbeit und seiner Pläne: als in männlich-heiterem Einsatz für das Vaterland und für den Führer, dem er mit dem ganzen Ernst seiner Seele anhing, konnte ihm beschieden sein; ihm, dem in allem, was er tat und erstrebte, ein gesundes deutsches Volk und damit das ewige Deutschland als Leitstern diente. Auch seinen letzten Einsatz und seinen Tod sehen wir, die Universität, in diesem Licht. Der deutsche Endsieg wird der Lohn auch seines Einsatzes sein.

Wenn, lieber Ludwig Schmidt, die Siegesboten herabkommen und die Schlacht unser ist, dann spricht auch in unserem Namen Hölderlin: Lebe droben, o Vaterland, und zähle nicht die Toten! Dir ist nicht einer zuviel gefallen!

Gedenkfeier

für Philipp Franz von Siebold am 17. Oktober 1941.

Rede des Rektors, o. Prof. der Chirurgie Dr. Ernst Seifert

Jeder Würzburger, ob klein oder groß, ist mit dem Namen Siebold vertraut, denn der Würzburger weiß seit früher Jugend von dem Siebold-Denkmal, das neben der Universität steht und das ganze Jahr hindurch von der Stadtverwaltung in gärtnerischem Schmuck gehalten wird. Wenn wir vor einer halben Stunde an diesem Denkmal eines großen Mitbürgers Kränze niedergelegt haben, so wurde auch die weite Öffentlichkeit auf die Anerkennung und Ehrung hingewiesen, die selbst heute noch, 75 Jahre nach dem Tod Siebolds, und heute vielleicht besonders ihre volle Berechtigung hat.

Nicht jeder Würzburger weiß allerdings um die Verdienste Philipp Franz von Siebolds im einzelnen. Hat doch die große Sippe Siebold der Stadt und der Universität manchen bedeutenden Kopf geschenkt. So gedenken gerade wir in der Universität jederzeit mit Stolz des Chirurgen Carl Caspar von Siebold, den wir vor 3 Jahren ebenfalls in einer Hochschulfeier geehrt haben, als des Chirurgen inter Germanos prinzepts.

Was nun in der Würzburger Öffentlichkeit mit dem Namen Siebold verbunden ist, gilt samt und sonders Philipp Franz von Siebold; ob es das Denkmal vor den Fenstern dieses Hauses oder ob es die nicht weit entfernte Sieboldstraße ist. Indes nicht allen Würzburgern so gut bekannt wie Denkmal und Straße mag das Sieboldwäldchen sein. Der Kenner freilich weiß die Schönheiten dieser Grünanlage hoch oben auf dem Berg zu würdigen und es ist, als ob das Andenken Philipp Franz von Siebolds, des großen Naturliebhabers, besonders geehrt werden wollte durch den Reichtum und die Vielfältigkeit der Vogelwelt in jenem Sieboldwäldchen. Noch mehr auf den „Kenner“ zu-

geschnitten ist schließlich eine letzte Art von Gedenkstätte für Siebold, die Siebold-Gaststätte, deren Vorzüge für Speise und Trank wie für ein aussichtshungriges Auge manchen Würzburger hoch hinauf auf den Keesberg locken.

Vergegenwärtigen wir also in dieser Feierstunde das Leben und das Wirken des Mannes Philipp Franz von Siebold, dessen Todestag sich heute zum 75. Mal jährt.

Es spricht der Gauleiter.

Man muß die Lage in Japan und vor allem das Verhältnis dieses Staates zu seiner Umwelt kennen, um die Leistung und Bedeutung eines Mannes wie Philipp Franz von Siebold ermessen zu können. Seitdem Europa vom 14. Jahrhundert an seine Sendboten des Handels und der Kirche in den fernen Osten geschickt hatte, muß das auf sein Eigenleben und seine ruhmvolle Geschichte seit jeher stolze Japan schlechte Erfahrungen mit dem Geiste von Europa gemacht haben. Es sah sich geradezu aus Selbsterhaltungstrieb gezwungen, seit dem 16. Jahrhundert seine politischen Grenzen mehr und mehr nach außen abzuschließen und jedem Fremden den Eintritt in das Land zu verwehren. Einzig und allein war es, unter stark einschränkenden Bedingungen, Handelsleuten aus China und aus Holland gestattet, Japan zu betreten oder unter strenger Bewachung im Land tätig zu sein.

Nur wenige haben vor Siebold nicht nur Eintritt nach Japan erlangt, sondern haben auch Einfluß auf das innere Leben gewinnen können, sei es auf wirtschaftlichem oder geistigem oder heilkundlichem Gebiet. Der erste Deutsche in Japan mag wohl der Ulmer Geschützgießer Braun gewesen sein, dem es in Japan um die Mitte des 17. Jahrhunderts Ansehen und Ehre zu gewinnen möglich war. Er hat den Japanern ein Geschütz gegossen, mit dem so gut zu schießen war, daß Braun gestattet wurde, wie ein Adelige auf dem Pferde zu sitzen und sich in einer Sänfte tragen zu lassen. Das Geschützrohr Brauns befindet sich noch heute im Militärmuseum in Tokio. Später als Braun, um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert, war der aus dem Rheinland stammende Kämpfer als Arzt in Japan tätig und er hat sich, soweit wir wissen, große Verdienste um die heilkundlichen Belange im fernen Osten erworben. Nicht viel weniger bewährte sich in Japan auch der schwedische Arzt Tunberg am Ende des 18. Jahrhunderts.

In dieser Reihe verdienstvoller Europäer, fast ausschließlich deutscher Abkunft, steht nun Philipp Franz von Siebold und überstrahlt seine zeitlichen Vorgänger in Japan um ein Vielfaches. Von seinen deutschen Nachfolgern, vor allem auf dem naturwissenschaftlichen und heilkundlichen Gebiet, können sich nur noch Erwin von Belz und R. Koch mit ihm einigermaßen messen.

Selbst wenn damals der Europäer wie z. B. Philipp Franz von Siebold gewissermaßen nur zugelassen war, traten ihm dennoch auf Schritt und Tritt die größten Schwierigkeiten entgegen, wenn er seinem wissenschaftlichen Forschungsdrang in Japan, selbst mit einfachsten Mitteln und angetreten zu eng gesteckten Zielen, nachgeben wollte. Ganz besonders anschaulich erfahren wir diese Beschränkung des wissenschaftlichen Arbeitens durch Siebold selbst. War er doch als ein holländischer Regierungsarzt nicht bloß gebunden an die einem Gefängnis nicht unähnliche holländische Faktorei auf der kleinen Insel der Bucht von Nagasaki, sondern auch durch kleinliche Vorschriften eingeeengt. Lebendig erfahren wir Einzelheiten solcher Art aus den Tagebüchern Siebolds. Trotz seiner Gewissenhaftigkeit einerseits und trotz des stürmisch steigenden Ansehens seiner menschlichen, ärztlichen und wissenschaftlichen Leistung andererseits ist auch Siebold schließlich an den strengen Verboten des damaligen staatlichen Japans verhängnisvoll gestrauchelt.

Siebolds Lebensweg darf als bekannt vorausgesetzt werden. Sein Geburtsjahr 1796 fällt in bewegte Zeiten. Schon in jungen Jahren erwirbt er an der heimatlichen Universität Würzburg, wo er seine Lehrjahre verbringt, den Doktorgrad als Arzt, nimmt Dienst in der ostindischen Kompanie, reist 1823 in mühsamer Fahrt nach Batavia und wird dort Regierungsarzt. Schon auf der Fahrt und in Holländisch Indien läßt er seinem wissenschaftlichen Tätigkeitsdrange die Zügel schießen. Bewunderswert ist die Vielseitigkeit

und auch die Beharrlichkeit, mit der er schon zu Beginn seiner überseeischen Jahre auf botanischem und naturwissenschaftlichem Gebiet trotz beschränkter Hilfsmittel unablässig sammelt, ordnet, beobachtet und arbeitet. Als im Sommer 1823 die Holländer von Ostindien eine Gesandtschaft nach Japan abordnen, wird ihr Siebold als Arzt zugeteilt. Mit Freuden ergreift er diese Gelegenheit zur Erweiterung seines menschlichen und wissenschaftlichen Gesichtskreises.

Freilich ist er wie alle Holländer in Japan zunächst gebunden an die Grenzen der Faktorei Dezima. Nur dem hervorragenden Wirken Siebolds als Arzt wie auch seiner unantastbaren Persönlichkeit ist es zu danken gewesen, daß er — über das Grenzgatter der Faktorei hinaus — in der nächsten Umgebung bei Nagasaki im Hause eines japanischen Freundes Kranke beraten, Kranke behandeln und ärztliche Schüler belehren durfte. Deren sammelte sich in kurzer Zeit eine große Anzahl um ihn, so daß er alsbald bedeutsamen Einfluß auf das fernöstliche Wissen und Können auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und vor allem der Heilkunde zu gewinnen vermochte.

Es kann an dieser Stelle der vielfachen Hemnisse, die sich dem Wirken Siebolds entgegenstellten, im einzelnen ebensowenig gedacht werden wie seiner Einzelerfolge als Arzt und Wissenschaftler. Höchst anschaulich ergibt sich aber in dieser Beziehung ein Gesamtbild aus Siebolds eigenen Aufzeichnungen.

Es ist für uns Heutige von besonderem Wert zu prüfen, wodurch denn Siebold, ganz auf sich allein gestellt, unter den erschwerenden Umständen der damaligen Zeit in Japan so erfolgreich wirken konnte. In erster Linie hat er durch seine Persönlichkeit und in seiner fachlichen Arbeit jene Gabe des deutschen Menschen in die Tat umgesetzt, die kurz umrissen mit der vollen Hingabe an das Werk und mit dem unablässigen Forscherdrang gekennzeichnet sei. Freilich ohne die in der Heimat und auf der Hochschule erworbenen Schätze des Wissens und des Könnens, ohne die angeborene Tüchtigkeit des aus bestem Blut stammenden jungen Mannes wäre es ihm allerdings nicht gelungen, in Einzelleistungen sich jenes hohe Ansehen als Arzt und Wissenschaftler zu erwerben, das aus seinen so bescheidenen und knappen Schilderungen der eigenen Aufzeichnungen im schönsten Licht erstrahlt. Die Behandlung der Blindheit durch kunstvolles Stechen des Stares, die Einführung der Pockenimpfung, die westliche Auffassung einer wissenschaftlich geleiteten Arzneikunde sind die wichtigsten Eckpfeiler in Siebolds ärztlichem Ansehen. Aber wenn er in Dezima auch einen botanischen Garten anlegte, wenn er nach mühevollen Vorversuchen die Teepflanze nach Holländisch Indien zu versetzen verstand, so spricht das für den unbeirraren Blick des Wissenschaftlers Siebold, für seine wirklichkeitsnahen wissenschaftlichen Gedankengänge. Es kommt hinzu die Uneigennützigkeit, die Siebold als Arzt weiter japanischer Volksschichten vom Anfang bis zum bitteren Ende bewahrte. Es muß diese Eigenschaft Siebolds den Japanern großen Eindruck gemacht haben, weil ihnen aus früheren Zeiten noch in guter Erinnerung gewesen sein muß, mit welchem Eigennutz, mit welcher Rücksichtslosigkeit und mit welcher Voranstellung aller gewinnstüchtigen Gesichtspunkte die in früheren Jahren und Jahrhunderten im fernen Osten gewesenen Europäer und „Sendboten“ gewirtschaftet haben, wie auch auf geistigem Gebiete die Missionen Europas das einheitlich feste Gefüge der japanischen Volksseele durch eigensüchtiges Streben verwirrt hatten. Es verband sich mit dieser Uneigennützigkeit Siebolds eine menschlich ansprechende Rücksichtnahme auf seine fremdländische Umgebung. Man kann das einigermaßen ermessen aus jenem Eindruck, der sich in dem kurzen Tagebucheindruck Siebolds über seinen ersten Empfang auf Dezima vonseiten der dortigen Holländer widerspiegelt. Aufgeblasen und mit höchst westlichen Umgangsformen der gemäßigten Zonen Europas bewegen sich jene Menschen und bleiben ganz zwangsläufig schon dadurch Fremdkörper innerhalb des japanischen Staatswesens. Siebold verhielt sich offenbar von Anfang an ganz anders. Ihm muß eine würdige Anpassungsfähigkeit an die neuartige Umgebung eigen gewesen sein und dies hat ihm das Einleben in Japan ebenso erleichtert wie ihm seine Rücksichtnahme auf die menschliche Eigenheit der japanischen Umgebung alsbald auch die Zuneigung weiter Volkskreise sicherte. Mit seinen Schülern und Mitarbeitern japanischer Herkunft verband ihn ein geradezu herzliches Verhältnis und gerade dieses Verhältnis mußte leider ein weiterer Umstand werden, durch den Siebold nach 3 Jahren in Japan jenen Mißerfolg erlitt, der ihn zum Verlassen des Landes zwang.

Aus der kurzen Kennzeichnung hervorstechender Eigenschaften und Vorzüge Siebolds als eines deutschen Arztes und Wissenschaftlers verstehen wir auch seine Erfolge. Er verstand sie Schritt für Schritt im Laufe der Jahre aufzubauen und der Gewinn für

die Wissenschaft ist in gleicher Weise erfreulich wie der Gewinn für das deutsche Ansehen in Japan.

Um so herber das Schicksal, als Siebold mitten im Erfolg und im weiteren Aufstieg plötzlich alles abgeschnitten sehen mußte, was bisher erreicht war. Es mögen ihm und seinen japanischen Mitarbeitern die strengen staatlichen Verbote bekannt gewesen sein, nach denen einem Ausländer der Erwerb von gottesdienstlichen Gegenständen, von Bildern des Hoflebens, von Spielpuppen und vor allem von Landkarten ebenso wie jegliche Ausfuhr dieser und vieler anderer Gegenstände nicht gestattet war. Als kurz vor seiner Rückreise nach Batavia das hierfür bestimmte Schiff bereits beladen mit Sammlungsgut und schriftlichen Aufzeichnungen wissenschaftlicher Art aus Siebolds Hand, bei einem Sturm in der Bucht von Nagasaki strandete, wurde die Schiffsladung bestimmungsgemäß durchsucht und man fand vor allem die den holländischen Forscher besonders belastenden Landkarten. Sie führten zu äußerst langwierigen und strengen Untersuchungen der Behörden. Die Hilfe, die sie dem deutschen Wissenschaftler im besten Streben geliehen hatten, mußten einige von ihnen mit dem Leben, viele mit der Freiheit bezahlen. Bis schließlich die Untersuchung gegen Siebold selbst unter weitgehender Beschlagnahme seiner Sammlungsschätze abgeschlossen und mit der Landesverweisung beendet war, vergingen Monate. Siebold verließ 1828 Japan und Ostindien, kehrte nach Holland und vor allem nach Deutschland zurück. Allenthalben wurden ihm Ehrungen angetragen, darunter vom Kaiser in Wien auch der Adelsstand. Seine wissenschaftlichen Forschungsergebnisse brachten Siebold in engste Berührung mit anderen wissenschaftlichen Größen des In- und Auslandes. Am Rhein, wo er sich ein Heim schuf, vermählte er sich und aus seiner Ehe mit Freifrau von Gagern entsprossen mehrere Kinder.

Die Jahre und Jahrzehnte gingen ins Land und für Japan änderten sich die Zeiten. Die vereinigten Einflüsse westlicher Mächte, nicht zuletzt die vor Nagasaki drohenden Kanonen des nordamerikanischen Admirals Perry hatten den Erfolg, daß Japan seine Grenzen mehr und mehr öffnete und derart in eine natürliche Beziehung zur politischen Außenwelt trat.

Die Eindeutigkeit und Dauerhaftigkeit des Wandels solcher Art veranlaßte den nunmehr 63 jährigen Siebold, nach rund 30 Jahren zum zweiten Mal nach Japan zu gehen. Unter Begleitung seines jugendlichen Sohnes trat er 1859 die Reise an. Der Empfang in Japan durch die rührende Anhänglichkeit der früheren Schüler und ärztlich Betreuten muß überwältigend gewesen sein. Sofort war Ansehen und Stellung Siebolds wiederhergestellt, alsbald war er wieder ein gesuchter Arzt und nunmehr wurde ihm auch, was er ehemals vergeblich erhofft hatte, der Ruf an den Kaiserlichen Hof zuteil. Dies war nunmehr keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr ausgesetzt, da inzwischen die Shogun-Regierung dem bisher in den Hintergrund gedrängten Kaiser hatte Platz machen müssen und nachdem jetzt der Kaiser wieder der unbestrittene Herr des Landes und Führer der Staatsregierung geworden war.

Dennoch kann dieser zweite Aufenthalts Siebolds in Japan nicht jenen persönlichen Erfolg für ihn gehabt haben, den er sich erhofft hatte. Einigermaßen enttäuscht trat er nach zweijährigem Aufenthalt, mit großen Schätzen des botanischen, zoologischen und völkerkundlichen Arbeitsgebiets, die Rückreise wieder an.

Jetzt, ungleich mehr als früher zeigte sich bei Philipp Franz von Siebold noch etwas Neues, was bisher an ihm nicht hervorgetreten war. Er bewies nunmehr einen politischen Weitblick, für den gerade wir Heutige eine ganz besondere Würdigung bereit haben.

Da die politischen Verhältnisse in Japan im Zuge der Veränderung und endgültigen Klärung sich befanden, hätten die alten Mächte in Europa die Pflicht gehabt, mit dem ersten Staat des fernen Ostens, mit seiner uralten Kultur, mit seinen großen wirtschaftlichen Schätzen und der ungeheuren Arbeitskraft seines Volkes in eine enge zwischenstaatliche Beziehung zu treten. Zweifellos bestand auch in den einzelnen Staaten Europas das Bedürfnis. Aber es war offenbar zu jener Zeit nicht möglich, die Tatkraft und den Schwung aufzubringen, um dem Bedürfnis und zugleich auch der Pflicht nachzukommen: Ein Mann wie Siebold verwandte sich an den Höfen Europas für diesen Gedanken vergebens und selbst seine große ausführliche Denkschrift an den Russischen Zaren blieb ohne Widerhall. Es ist auch heute noch lesenswert, wie Siebold als einer der ersten Kenner Japans, seine politischen Vorschläge und Anregungen begründet. Sie lassen auf einen politischen Weitblick schließen, dem leider der Erfolg versagt blieb. Erst in

unseren Tagen hat, allerdings weit über das von Siebold einstmalig Geplante hinaus, die enge Beziehung Japans zu Deutschland auf allen Gebieten der Politik, der Wissenschaft und der Wirtschaft sich zu einer engen Bindung und aussichtsvollen Mitarbeit verdichtet.

Dies hätte schon viel früher erreicht werden können, wenn man den Anregungen von Männern wie Siebold zur rechten Zeit Gehör geliehen hätte. Ein Mann wie Siebold, Kenner des japanischen Volkes und Begründer der japanischen Wissenschaft, hat dennoch auf die mehr als zwei Menschenalter verspätete enge zwischenstaatliche Beziehung zwischen Japan und Deutschland seinen merkbaren und unmerklichen Einfluß gehabt. Die Wissenschaft, Naturwissenschaft und Völkerkunde weiß ihm das seit langem zu danken, nunmehr auch die Politik.

Wenn wir uns am Schlusse noch einmal vergegenwärtigen, daß es die echt deutsche Grundhaltung Siebolds gewesen ist, welcher er den Erfolg seines Lebens verdankte, so fragt man sich: wie hätten sich die Dinge entwickelt, wenn Siebold nicht als Holländer, sondern in unmittelbar deutschem Auftrag hätte in Japan wirken können? Mag man dem damaligen Deutschland und seiner Staatsführung in außenpolitischer Beziehung und Weitsicht nicht allzuviel zugute halten — es ist kaum anders denkbar, als daß Siebold, etwa als Abgesandter Preußens, für das deutsche Ansehen und für den deutschen Geltungsbereich im fernen Osten ungleich stärkere politische Wirkungen hätte erzielen können.

In Zukunft wird es nicht mehr sein, was Hunderte von Jahren die Regel gewesen ist, daß nämlich der Deutsche nur im fremden Sold als Träger des Deutschtums in Übersee und im Ausland auftreten konnte. Künftig wird uns die Welt offen stehen wie nie zuvor und künftig wird auch, das mag eine Frucht des deutschen Sieges nach dem gegenwärtigen Freiheitskampf sein, der Deutsche in jedem Land und auf jedem Wasser der Erde die Flagge der Heimat stolz vor sich tragen können. Die deutsche Flagge wird alles schützen und stützen, was deutsche Pioniere auf dem Gebiet der Wissenschaft oder der Wirtschaft, des Handels und der Kunst in Übersee zu leisten fähig und bereit sind.

Kundgebung der Universität

zum Abschluß des Winterhalbjahres 1941/42 am 4. März 1942.

Rede des Rektors, o. Prof. der Chirurgie Dr. E. Seifert.

Gauleiter, Kameraden der Dozentenschaft und der Studentenschaft!

Es ist, wie jeder von uns weiß, bisher nicht üblich gewesen, zum Abschluß eines Halbjahrs sich zusammenzufinden, damit Dozenten und Studenten in gemeinsamer Kundgebung gewissermaßen Rechenschaft über die vergangenen Arbeitsmonate ablegen und dies sogar unter Betonung einer gewissen Feierlichkeit. Zudem erhält unsere heutige Veranstaltung durch Ihr Erscheinen, Gauleiter, noch einen besonderen Stempel.

Wir sind froh, Gauleiter, daß Ihnen die pflichtenreiche Gegenwart, die Sie so oft von Ihrer Gauhauptstadt auswärts ruft, doch ermöglicht hat, sich diesen Vormittag für uns freizuhalten. Für diesen Beweis Ihrer Anteilnahme an unserer Arbeit dankt Ihnen die Universität und begrüßt Sie durch mich herzlich in unserer Mitte.

Wenn ich vor meinen Kameraden der Dozentenschaft und der Studentenschaft Sinn und Zweck der heutigen Stunde zu verantworten habe, so bin ich nicht weniger auch Ihnen, Gauleiter, Auskunft schuldig über das Ziel der heutigen Kundgebung und über den Wunsch, den wir an Sie haben.

Zunächst kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß in diesen Winterwochen an allen einzelnen Stellen unserer wissenschaftlichen Arbeitsstätten wacker und zielbewußt gearbeitet worden ist. Deshalb bin ich überzeugt, daß wir samt und sonders, Lehrende und Lernende, die Nutzung dieser winterlichen Arbeitszeit vor jedem Volksgenossen in Front und Heimat würden verantworten können.

Zeitbedingte Schwierigkeiten, zuweilen keine geringen, sind überwunden worden. Jeder kannte das Ziel, jeder war des Führerwortes eingedenk, daß die Heimat an Arbeitswillen, Opfersinn und Siegeszuversicht nicht zurückstehen dürfe hinter der heldenhaften Haltung der Front, die sich einem verbissenen Feind und ungewöhnlichen Naturgewalten gegenübersteht. Bei dieser Gelegenheit danke ich auch den zahlreichen Gefolgschaftsmitgliedern aus dem Kreise der Beamten und Assistenten, der Angestellten und Arbeiter, Männern wie Frauen, die an ihrer Stelle und im Bewußtsein der Pflicht die vielseitigen Arbeitsaufgaben dieses Winterhalbjahres reibungslos zu bewältigen ihr Bestes taten.

Aber dieses Bewußtsein der bestens getanen Arbeit ist es nicht allein, die uns zu einem feierlich gestalteten Rückblick auf den vergangenen Winter berechtigt. Immerhin hat dieser Winter 1941/42 mancherlei Besonderheit an sich gehabt. Die Kälte und der Schnee, die damit verbundenen Lust- oder auch Unlustgefühle — sie sind an dieser Stelle nicht mehr der Rede wert. Wenn einmal die Maiensonne wieder scheint, so wird all das Winterliche wieder vergessen sein, wie uns das Reichsminister Dr. Göbbels unlängst versprochen hat und dem wir gern glauben wollen.

Daß wir in der Heimat für die Dauer des Winters von einer eisern haltenden Front im Westen, Norden und Süden, ganz besonders aber im Osten beschirmt und in einem Ausmaß geschützt wurden, das die beiden vorangegangenen Kriegswinter in mancher Beziehung weit in den Schatten stellt, das sollte uns jetzt, wo der Frühling nahen will, deutlich bewußt sein und bewußt bleiben.

Auch unsere Universität hat, wie das ganze Volk, ihren bitteren, aber unvermeidlichen Zoll an Opfern entrichten müssen, die das Kampfgeschehen dieses Kriegswinters forderte. Alle die treuen Gefolgschaftsmitglieder aus den Reihen der Dozenten und Studenten, die wir während des Winters für die Freiheit des Volkes hergeben mußten, haben ohne Ausnahme als tapfere Soldaten ihr Leben gelassen. Wir dürfen stolz auf sie sein und die dankbare Erinnerung an ihren Heldentod wird ebensowenig verblassen

wie das Gedächtnis an die in diesem Kriege schon vordem bis zu diesem Herbst vor dem Feind Gefallenen unserer Universität.

Eine Besonderheit des Winterhalbjahres 1941/42 war für die Universität indessen, daß die Wehrmacht im Vertrauen auf die Waffenfront zu Lande, zu Wasser und in der Luft einen großen Teil der Studenten an die heimatlichen Universitäten beurlaubte, um ihnen, die für ihr Studium mancherlei und unter Umständen schon sehr viel versäumt hatten, die Möglichkeit zu geben, wenigstens diesen Winter uningeschränkt ihrer wissenschaftlichen Ausbildung zu widmen. Diese unsere jungen Kameraden haben ihre Arbeitszeit mit Feuereifer genutzt.

Wenn eben diese Jungen jetzt, im Frühjahr, wieder zur Front zurückkehren, wenn gleichzeitig mit ihnen auch eine weitere Anzahl Studenten die bisherige Arbeitsstätte der Universität vertauscht mit dem Frontdienst, dann werden diese jungen Kameraden, so hoffe ich, von dem Geist der Heimat das beste mitnehmen; schön wäre es, wenn sie damit den Geist der Front befeuern und befruchten könnten. Die Front wird auch durch unsere Studenten, davon wollen wir überzeugt sein, in dem Bewußtsein gestärkt werden, daß die Heimat sich den Brüdern draußen am Feind in Haltung und Leistung gleichwertig zu erweisen bestrebt ist. Die Haltung, hier also die innere Einstellung des einzelnen zum weltgeschichtlichen Geschehen, ist es aber zweifellos, die als eine der Voraussetzungen für den Sieg anzusehen uns Deutsche der Führer gelehrt hat. Auch heute gilt, mehr als sonst zu friedlichen Zeiten, das der nationalsozialistischen Wehrmacht einst vom Feldherrn Ludendorff gewidmete Wort: Machet des Volkes Seele stark!

Ich möchte die heutige Veranstaltung als Anlaß nehmen, daß wir uns dieser Forderung erneut bewußt werden. Nichts als die Bewegung des Führers mit ihren politischen und weltanschaulichen Gedankengängen kann — wie der Führer selbst 1931 aussprach — besser die Wehrmacht in eine wirklich innere geistige Beziehung zum gesamten Volke bringen und nichts als des Führers Weltanschauung wird nachhaltiger die Seele stärken gegen alles, was im Lebenskampf des Volkes den einzelnen schwach machen möchte.

Für uns in der Heimat und für die vor dem Feinde stehende Front gibt es nur eine einheitliche Triebkraft, ein einheitliches Feldzeichen, eine einzige Losung. Heute, gewissermaßen am Vorabend großer, weltgestaltender Ereignisse des Kampfesjahres 1942 gilt für jeden Deutschen, gleich wo er stehe, jenes alle zum gleichen Ziel anfeuernde und jenes alle verpflichtende Signal: Jot-Dora, das die alte deutsche Kriegsmarine zu setzen wußte, wenn sozusagen „alles darauf ankam“. Jot-Dora = dem Führer folgen.

Indessen, jene unter unseren jungen Kameraden, die jetzt wieder an die Front gehen, ja an die Front gehen dürfen, werden dankbar sein, nicht nur das allgemeine und für jeden von uns selbstverständliche Signal über sich wehen zu sehen, sondern gerade vonseiten der Partei, gerade aus Ihrem Munde, Gauleiter, Richtlinien zur inneren Haltung zu vernehmen. Hilft doch draußen an der Front der Kamerad dem Kameraden nicht nur in äußerlichen und körperlichen Nöten; sondern es bewährt sich dort, wie wir alten Soldaten aus dem Weltkrieg es allzu gut noch wissen, auch die gegenseitige seelische Hilfsbereitschaft in allen Lagen der Kampfgenossenschaft.

In diesem Sinne bitte ich Sie, Gauleiter, das Wort zu nehmen.

Feier zum 20 jährigen Bestehen der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft bei der Universität Würzburg

am 16. Mai 1942.

Rede des Rektors, o. Prof. der Chirurgie Dr. E. Seifert.

Der herzliche Anteil, den die Universität an der heutigen Feier zum 20 jährigen Bestehen unserer Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft nimmt, ist durchsetzt mit dem Gefühl des Dankes. Ich glaube, ich habe es an dieser Stelle und am heutigen Tag nicht nötig, im einzelnen der vielfachen Anlässe zu gedenken, durch die uns die Gesellschaftsleitung zu Dank verpflichtet hat. Innerhalb der Universität besteht seit der Gründung der Gesellschaft die bisher unerschütterte Überzeugung, daß man sich mit jedem Anliegen, das wirtschaftliche und geldliche Sorgen zum Angelpunkt hat, an unsere Gesellschaft wenden kann und daß man dort Hilfe erfährt, wenn sie irgend möglich ist. Es konnte bisher zu Ihnen, meine Herren von der Gesellschaftsleitung, kommen wer wollte: der Vorstand einer großzügig ausgestatteten Klinik mochte noch einen großen vom Staat nicht erfüllten oder nicht erfüllbaren Wunsch haben, er hat gewußt und weiß es auch jetzt noch, wohin er dann seine Schritte zu lenken hat. Nicht anders auch der junge Dozent, dessen Sorgen auf geldlichem Gebiet trotz bescheidener Beträge tiefer gehen und bei ihm einschneidender für seine wissenschaftliche Zukunft sind.

So haben viele der Anwesenden und viele derer, die Würzburgs Hochschule inzwischen wieder verlassen haben, in den verflossenen zwei Jahrzehnten kaum jemals ohne Erfolg den Anschluß an unsere Förderergesellschaft gesucht, wengleich lange nicht alle Einzelwünsche haben erfüllt werden können.

Auf diese Weise hatte sich sehr bald eine ersprießliche Arbeitsgemeinschaft herausgebildet; sie hatte sich in sonnigen wie auch in windzerzausten Tagen der Gesellschaft zu bewähren. Geradezu eine enge Kameradschaft hat sich aber zwischen der Gesellschaftsleitung und Universitätsführung seit der stärkeren Heranziehung unseres Dozentenbundes entwickelt.

Innerhalb dieser Bindung zwischen Gebenden und Nehmenden haben wir, die Universität, das Gefühl, daß wir die stets und in bereitwilliger Weise gewährte selbstlose Hilfe mit gutem Gewissen genießen durften. Waren doch auch wir unsererseits bestrebt, gerade durch die Uneigennützigkeit unserer wissenschaftlichen Arbeit das Vertrauen zu rechtfertigen, das man im ganzen Gau Mainfranken und darüber hinaus auf unser Tun setzte.

So spüren wir es, wie auch sonst im Leben: das Vertrauen ist die festeste und schönste Bindung menschlicher Beziehung, fester als Eisen und wirksamer als Buchstaben auf Papier.

Sie, verehrte Gäste aus dem Kreise der Förderergesellschaft, vertrauen uns, daß wir unsere Arbeit im Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit leisten zum Besten des Fortschritts, zum Besten des deutschen Namens und der deutschen Weltgeltung. In der Tat, nur so kann wissenschaftliche Arbeit in Deutschland getan werden.

Aber wie nie zuvor in Friedenszeiten wird heute auch dem einfachen Volksgenossen außerhalb unseres Kreises bewußt, daß die geistige Arbeit auf den Hochschulen Deutschlands unerläßlich geworden ist, um mitzuwirken an der Schaffung jener Grundlagen, auf denen sich die weltgeschichtlichen Leistungen der deutschen Technik und Wirtschaft aufbauen. Auch im Volke wächst die Einsicht, daß gerade in Zeiten des Krieges, wie schon in den vorangegangenen Jahren eines uns aufgezwungenen „kalten“ Kampfes auf dem Gebiete von Wirtschaft und Handel, die Wissenschaft nicht ein scheinbar verlorenes und eigensüchtiges Leben fristet, daß sie nicht gewissermaßen eine Liebhaberei verschrobener Geister und alternder Männer ist. Vielmehr kommt, das weiß man wohl allerwärts, auch unserer geistigen Arbeit an der Universität ein anerkannter Anteil am gewaltigen Rüstungs- und Schmiedewerk aller und sämtlicher Waffen zu, die heute der Krieg fordert. Ich glaube, an dieser Stelle brauche ich es nicht auseinanderzusetzen, daß es im vorliegenden Zusammenhang einerlei ist, ob man die Arbeitsleistungen der Hochschule auf dem rein geistigen Gebiet ins Auge faßt oder auf dem der naturwissenschaftlichen Fächer oder dem der Heilkunde.

Das Vertrauen, das man unserer Arbeit zum Wohl des Ganzen schenkt, ist für uns ein ungeheurer Ansporn und läßt uns um so dankbarer die wirksame Hilfe unserer Förderergesellschaft empfinden.

Es wäre aber eine einseitige Betrachtungsweise und würde den Tatsachen keinesfalls gerecht, wenn ich nicht auf der anderen Seite auch jenes Vertrauens gedenken wollte, das wir, in der Universität, von Anfang an der uns so eng verbundenen Förderergesellschaft entgegengebracht haben, das wir ihr die zwei Jahrzehnte hindurch in ungeschmälerter Weise bewahrten und auch weiterhin bewahren werden.

Was die meisten von uns, seit sie das Wirken unserer Förderergesellschaft kennen, offenen Auges haben sehen und was sie an Hilfeleistungen unserer Förderer selbst haben genießen können, macht es uns Angehörigen der Universität wahrhaftig nicht schwer, auch unsererseits das Vertrauen zu erwidern mit Vertrauen. Wer schließlich heute den Rechenschafts- und Erfolgsbericht vernommen hat, den unser verehrter Vorsitzter der Öffentlichkeit vorlegte, der wird mir aus vollem Herzen zustimmen. Ich glaube es mir ersparen zu dürfen, nach Ausdrücken des Lobes und der Anerkennung zu suchen, um den vielen Bemühungen und Erfolgen gerecht zu werden, die unserer Förderergesellschaft und ihrer weitschauenden Leitung zugeschrieben werden müssen — alles zum Wohl der Universität und ihrer wissenschaftlichen Arbeit.

Wenn ich unseren einhelligen Dank allen einzelnen Spendern und Mitarbeitern der Gesellschaft auch meinerseits und bei dieser Gelegenheit in aller Form zum Ausdruck bringen darf, so fällt doch ein hervorstechender Anteil dieses Dankes der Gesellschaftsleitung selbst zu. Was hier vom verehrten Vorsitzter und von seinen Mitarbeitern in den letzten Monaten an Kleinarbeit hat getan werden müssen, weiß nur der abzuschätzen, der ähnlichen Aufgaben auch nur andeutungsweise einmal gegenüberstand. Tatsächlich ist ein großes persönliches Verdienst unseres Vorsitzters, wie jeder von uns aus seiner Berichterstattung soeben hat entnehmen können, die neuerliche Mehrung der wirtschaftlichen Kraft unserer Gesellschaft und weiterhin die ehrenvolle Stiftung des jährlichen Preises. Ich glaube im Namen der Universität und aller ihrer Einzelglieder sprechen zu dürfen, wenn ich mit herzlichem Dank gerade diese Preisstiftung entgegennehme. Ich werde Sorge tragen, daß der Gesellschaftsleitung durch den Senat der Universität ein wohlbegründeter Vorschlag zugeleitet werden wird, der die Verleihung des jährlichen Preises im Sinne seiner Zweckbestimmung regeln soll.

Der neue Röntgenpreis, ehrenvoll für die Empfänger nicht minder als für die Stifter, wird dazu angetan sein, die lebendige Bindung der Gesellschaft an die Aufgaben und an die Erfolge unserer wissenschaftlichen Arbeit zu festigen. Deshalb wünschen wir eben diese Bindung und ihre ehrenvolle Auswirkung auch nach außen hin und der Öffentlichkeit gegenüber gebührend zu würdigen. Wenn sich bei einer solchen Gelegenheit hiermit eine sichtbare Anerkennung unseres verehrten Vorsitzters für seine Person verbinden läßt, so wird auch dies dem vollen Verständnis der weiteren Öffentlichkeit begegnen.

Die höchste Ehrung, die die Gesamtuniversität zu vergeben hat, ist für jeden Außenstehenden die Aufnahme in den eng umrissenen Kreis der Ehrensensatoren. Das erfolgreiche Wirken unseres Vorsitzters ist dieser Ehrung wert. Es hat deshalb der Senat der Universität in einheitlichem Empfinden und Urteil den Beschluß gefaßt, den Vorsitzter unserer Förderergesellschaft, Herrn Fabrikbesitzer Preh, zum Ehrensensator zu ernennen.

Darf ich Sie, Herr Preh, zu dieser Würde herzlich beglückwünschen und Ihnen die Urkunde des Senatsbeschlusses bei dieser feierlichen Gelegenheit aushändigen. Die Urkunde nennt als Grund Ihrer Auszeichnung die „lebhaft Dankbarkeit der Universität für die großen Verdienste, die Sie sich durch uneigennütigen tätigen Einsatz in schwerer Zeit um die Pflege der Forschung und Lehre an unserer Universität erworben haben“.

Sie haben, Herr Preh, mit Ihrer Einsatzbereitschaft die Arbeit der ganzen Gesellschaft verkörpert. Die Universität ehrt in Ihnen die Gesellschaft insgesamt. Aus diesem Grunde ist sicherlich die Bitte an alle Gesellschaftsmitglieder in Leitung und weiterer Gefolgschaft berechtigt, in unserem Senatsbeschluß ein Angebinde zum 20. Geburtstag der Förderergesellschaft zu sehen.

Was aber über den heutigen Tag hinaus und fortdauernd weiterwirkt, was segensreiche Gemeinschaftsarbeit weckt und erhält, das soll doch, so meine ich, das gegenseitige Vertrauen sein, von dem ich eingangs sprach. Dieses Vertrauen möge als lebendige Kraft in den Beziehungen zwischen Förderergesellschaft und Universität auch im dritten Jahrzehnt wirken, das mit der heutigen Feier eingeleitet worden ist.

Überreichung des Goldenen Treudienstehrenzeichens

an 6 und des Silbernen Treudienstehrenzeichens an 18 Gefolgschaftsmitglieder
der Universität am 15. November 1941.

Rede des Rektors, o. Prof. der Chirurgie Dr. E. Seifert.

Zum zweiten Mal in ernster Kriegszeit bin ich mit der ehrenden Aufgabe betraut, einer anscheinlichen Reihe von Gefolgschaftsmitgliedern aus unserer großen Universitätsgemeinschaft das Goldene und Silberne Treudienstehrenzeichen des Führers zu übergeben.

Die Treue des Dienens, die Treue in der Arbeit, die gleichbleibende Treue trotz wechselnder Dienstaufgaben — die Treue ist das gemeinsame Ehrenzeichen und das gemeinsame Verdienst derer, die ich zur feierlichen Veranstaltung heute gebeten habe.

So ist jeder von Ihnen, meine Arbeitskameraden, die ich hier vor mir sehe, sich dessen bewußt, daß mit des Führers Ehrenzeichen die Treue und Beharrlichkeit bedacht werden soll, mit der einige von Ihnen über 4 Jahrzehnte, die meisten mehr als 25 Jahre dem Staate ihre Kraft, ihre Sorgfalt, ihre Gewissenhaftigkeit in Arbeit und Gesinnung gewidmet haben.

Von diesen langen Dienstjahren mag noch ein Teil dem abtretenden Zeitalter des Vorkriegsdeutschland gegolten haben. Ein größerer Teil der Jahre mag jener Staatsform unseres Deutschland geliehen worden sein, die uns ehemals mehr Trauer und Sorge denn Vertrauen und seelischen Schwung erweckte; jener Staatsführung, die höchstens verbissenen Opfersinn und rein pflichtmäßige Arbeit von uns fordern konnte. So ist die Befriedigung an der eigenen Leistung und Pflichterfüllung Ihnen voller Lohn gewesen; der Gedanke an den Staat selbst war damals sicherlich bei jedem von Ihnen in den Hintergrund gedrängt. Dennoch und trotz des Wandels der Zeiten — die einstmalige gelobte Treue im Dienst an der Allgemeinheit ist unwandelbar bei Ihnen geblieben. Um so schöner für uns die Großzügigkeit des Führers, auch jene längst vergangenen Zeiten, die manchem Hochgemuten und Deutschgesinnten unter uns an Bitterkeit, Gram und Zorn nichts geschenkt haben, als Zeiten der Treue im Staate anzuerkennen. Wie befeuernd und belebend hat diese unwandelbare Treue nun Inhalt und Ziel gefunden seit den weltbewegenden 8 Jahren, die wir mitten in Deutschlands Aufstieg mit heißem Herzen erleben und die wir zu unserem so bescheidenen Maße an seiner Weltgeltung tätig mitschaffend verbringen dürfen! Ich glaube hier für jeden einzelnen von Ihnen sprechen zu können. Gerade die Treue zum geschworenen Eid, die Treue zum großen Ganzen hat, so dürfen wir jetzt nach dem glücklichen Wandel der politischen Zeitläufte rückschauend doch sagen, uns im Goethe'schen Sinne beglückt.

„Beglückt, wer Treue rein im Busen trägt, kein Opfer wird ihn je gereuen.“ Dennoch hätten Sie, meine Kameraden, den Sinn der Treue und des treuen Dienstes, den unser Führer heute mit den äußeren Ehrenzeichen belohnt, doch nur unvollkommen erfaßt, wenn Sie die Treue, von der Faust in seinem Studierzimmer dergestalt spricht, nur still im Busen getragen hätten. Nein, Ihr Verdienst ist es, diese Treue gerade durch die ständige Tat, und sei es unter mancherlei seelischen oder auch wirtschaftlichen Opfern, von denen Faust spricht, bewährt zu haben; im Kleinen wie im Großen. Und mir scheint, gerade die Treue im Kleinen und Kleinsten ist es, von der im Augenblick mehr als wie von den Bewährungen in großen Dingen gesprochen werden muß. Ob es der Arbeiter und Angestellte ist, der mit seiner Eingliederung in die wissenschaftliche Arbeit oder in die Aufgaben des Unterrichts oder in die Betreuung der Kranken an unseren klinischen Anstalten teilhat am Gelingen und am Erfolg unserer Hochschularbeit; ob es der Beamte im Verwaltungs-, im technischen oder im Forstbetrieb ist; ob es der Hochschullehrer ist, der am eigenwilligsten das Ausmaß seiner staatsstreuen Verpflichtung wie den ihm zugemessenen Aufgabenkreis bestimmen durfte — jeder einzelne war Jahr für Jahr, Jahrzehnt für Jahrzehnt ganz aus eigenem Antrieb bestrebt, von den drei großen Tugenden, die nach unseres Führers Wort ein großes Volk nötig braucht — Treue, Opferwilligkeit

und Verschwiegenheit — die vornehmste Tugend der Treue Tag für Tag zu verwirklichen. Jeder von uns an seinem Platz darf sich — so erklärte der Führer einst in einer seiner ersten großen Reden nach dem Umbruch — mit allen Volksgenossen, die genau wie wir unsere Pflicht erfüllen, als unentbehrliches Glied einer unübersehbaren Reihe fühlen. Besteht doch, so fährt damals am 1. Mai 1933 der Führer fort, die Nation nicht durch die Tätigkeit einer Regierung, einer bestimmten Klasse oder durch das Werk ihrer geistigen Schichten, sondern sie lebt nur durch die gemeinsame und harmonische Arbeit aller.

Dieser Gleichklang werteschaffender Arbeit ist indessen niemals ohne die deutsche Treue im Kleinen oder Großen, ohne die sprichwörtliche Zuverlässigkeit der deutschen Arbeit möglich. Gerade dieser treuen Hingabe an die Arbeit und an die Pflicht, dieser selbstverständlichen Zuverlässigkeit und Sauberkeit des Tuns wie der Gesinnung dürfen wir das stolze Bewußtsein verdanken, daß es in der ganzen Welt keinen besseren Arbeiter gibt als den Deutschen. Der Führer hat das oft genug mit stolzer Anerkennung ausgesprochen. In welch vielseitigem Sinn aber das Wort „Arbeit“ und „Arbeiter“ im Staate Adolf Hitlers heute seinen guten Klang hat, ist vielleicht keiner anderen staatlichen Einrichtung in gleich sinnfälligem Maße zu bewahrheiten vergönnt als gerade der ehrwürdigen und an weltweit anerkannten Erfolgen reichen deutschen Hochschule.

Es erfüllt auch uns an der Hochschule jedesmal aufs neue mit Stolz, wenn der Führer von „seinen“ Arbeitern spricht. Wir an der Hochschule sind Arbeiter der Stirn und Arbeiter der Faust, alle am gleichen Werk und jeder an seinem Platz. Die treue und uneigennützig, der Opfer nicht achtende Hingabe an unsere gemeinsame Arbeit hat — neben dem gründlichen Fachkönnen — seit jeher dem deutschen Namen in der großen Welt Ehre eingebracht, hat gerade auf dem Hochschulgebiet dem deutschen Wesen und dem deutschen Wert die Welt geöffnet. Es gibt neben der deutschen Wissenschaft und neben der deutschen Facharbeit nur noch eines: die deutsche Wehrmacht zu Lande, zu Wasser und in der Luft, nur noch den deutschen Soldaten, der sich in gleicher Weise vermessen darf, Grundpfeiler der deutschen Weltgeltung zu sein. In welchem Maße allerdings heute, im Beginn eines weltgeschichtlichen Umbruchs und besonders im Jahre 1941, gerade der deutsche Soldat seine Sendung erfüllt, dürfen wir Gegenwärtige mit heißem Herzen erleben. Noch manche Geschlechterfolge wird uns um dieses große Geschenk des Miterlebens einer Zeitenwende beneiden.

Mitten in dieser harten, opfervollen und zugleich stolzen Zeit blutiger Kämpfe und großer Entscheidungen laufen die Aufgaben der Heimat weiter. Auch wir in der Universität sind nach vielfacher Richtung eingespannt in den Aufgabenkreis der Heimatfront. Nur beide zusammen, die Heimat und die Brüder draußen am Feind, können den vollen Einsatz deutschen Wesens und deutscher Tüchtigkeit verbürgen, jenen Einsatz, auf den der Führer Großdeutschlands in seinen weitschauenden Plänen für die Neuordnung Europas zählt.

So wenig aber wir alle jetzt und augenblicklich, in dieser Zeit der Opfer und der Pflicht, auf die einstigen Früchte rechnen, die uns selbst wie ganz Europa in naher oder ferner Zukunft aus dem deutschen Siege einmal handgreiflich reifen werden, da allein die Pflicht uns zu tun heißt, was die Gegenwart fordert — so wenig haben auch Sie, meine Kameraden, in den langen Jahren Ihrer treuen Arbeit jemals nach den Früchten des ehrlichen und uneigennützigen Tuns, nach der äußeren Belohnung für die unablässige Hingabe an den Dienst gefragt. Mögen Sie, denen die Staatsführung für Ihre treue Haltung nunmehr das äußere Zeichen verleiht, wie bisher so auch weiterhin an jener echt deutschen Einstellung Ihr volles Genüge finden, die der Führer auf dem letzten Parteitag der Friedenszeit 1938 vor seinen Soldaten kennzeichnet: „Wir alle dienen nicht um des Dankes, des Lobes oder eines Lohnes willen. Es sei denn: dieser Dank, dieses Lob und dieser Lohn liegen in dem, was uns das Höchste ist auf der Welt: In unserem Volke und in unserem deutschen Reich!“

„Gesundes Volk“

Eröffnung der Volksbildungsstätte Würzburg 1941/42 am 6. Oktober 1941.

Rede des Rektors, o. Prof. der Chirurgie Dr. E. Seifert.

Gern greife ich die einleitenden Worte meines Kameraden Schenk vom NS-Dozentenbund auf. Es wird daher bei der bisherigen engen Zusammenarbeit zwischen Universität und Volksbildungswerk kaum nötig sein, auch meinerseits noch einmal besonders zu betonen, daß sich die Universität mit Freuden nach allen ihr verfügbaren Möglichkeiten in räumlicher, sachlicher und persönlicher Hinsicht auch weiterhin der Volksbildungsarbeit zur Verfügung stellen wird.

Die Wissenschaft, der wir an der Universität uns verschrieben haben, ist ungemein vielseitig. Ich glaube die Vielgestaltigkeit unserer Arbeitsgebiete nicht besser unterstreichen zu können als wenn ich Sie bitte, den Gedankenstrich, den die soeben verklungenen Töne unter die Ausführungen des Kameraden Schenk gezogen haben, zu vertiefen und das rein gedankliche und sinnliche Gebiet zu verlassen. Dafür betreten wir nun ein anderes, gewissermaßen ein handgreifliches Gebiet: das der Heilkunde.

Fragen wir uns, ob unserer nächsten und vertrautesten Umwelt des Alltags Krankheits- und Verletzungszustände eigentümlich sind, die — scheinbar zusammenhanglos — dennoch unter diesem besonderen und keineswegs lehrbuchmäßigen Gesichtspunkt zusammenzufassen wären.

Vom frühen Morgen nach dem Aufwachen bis zum Weg nach der Arbeit einerseits, vom Ende der Tagesarbeit bis zum Abschluß des Tageslaufs umgibt uns die Welt des eigenen Heims, gebildet durch die Gemeinschaft der Sipplglieder und die wirtschaftlichen Beziehungen innerhalb des Haushalts. Gibt es nun, so fragen wir uns, Verletzungen, die ganz oder überwiegend den Eigenheiten des Haushalts ihre Herkunft verdanken?

1. Im Vorratsraum, der selbst im kleinsten Haushalt nicht fehlt, steht auf dem Wandbrett oder dem Schrank zusammen mit Kisten und mit Büchsen und Schachteln, mit Gläsern und wohlverschlossenen Flaschen auch eine Bierflasche, wie sie so oft des Abends am Eßplatz des Vaters gestanden hatte. Das Kind, in einem unbewachten heimlichen Augenblick in den Vorratsraum geraten, sieht diese Flasche. Sie ist bereits angebrochen und ein rascher Schluck Bier aus dieser Flasche wird ein Genuß sein ehe die Mutter kommt, denkt das naschende Kind. Rasch die Flasche heruntergenommen, Verschuß geöffnet, Flaschenmund angesetzt und ein kräftiger Schluck! Aber o Schrecken, das vermeintliche Bier brennt abscheulich, der Schmerz ist groß und die heimkehrende Mutter findet ein elendes Kind vor. Sie stellt im Augenblick fest, daß in dieser „Bierflasche“ Lauge enthalten war und von dieser muß das Kind den verhängnisvollen Schluck genommen haben.

Die ersten Krankheitserscheinungen können mit oder ohne ärztliche Hilfe in Tagen oder binnen Wochenfrist abklingen und niemand rechnet mit einer Störung des glücklich angebahnten Heilverlaufs. Allmählich kann das Kind wieder essen und trinken und alles scheint vergessen. Doch im Laufe der folgenden Wochen sieht sich das Kind in steigendem Maße außerstande, Kartoffeln und Brotstücke, Wurst und Obst zu schlucken — es ist im Hals irgendwie beengt. Es dauert auch nicht lange und selbst weiche Speisen und schließlich sogar Flüssigkeiten machen das Schlucken schwer. So kann es geschehen, daß das Kind an den Rand des Verhungerns und sogar Verdurstens gerät. Leider gar nicht selten bekommen wir Fachleute erst in diesem Spätzustand die Kinder in unsere

Obhut und es ist dann sehr schwer, die Folgen der ehemaligen Schlund- und Speiseröhrenverätzung zu beseitigen. Es haben sich nämlich an die Verätzung Narbenbildungen an der Speiseröhre angeschlossen, die um so tiefergreifend und hartnäckiger sind, als gerade die Laugenverätzung (in einem gewissen Gegensatz zur Säureverätzung) besonders in die Tiefe des Gewebes reicht, wie jedermann von uns von der Laugenwirkung an der Hand, ja von der Seifenlaugenwirkung am Hühnerauge ganz genau aus eigener Erfahrung weiß. Diese Narbenbildung bedingt auch eine Verengung der Speiseröhre und hieraus folgt das oben gezeichnete Krankheitsbild.

Auf die Behandlung dieses verhängnisvollen Zustandes gehen wir jetzt nicht ein. Aber da Vorbeugen immer besser ist als Heilen, seien wir uns über die Bedeutung der Vorbeugung gerade bei dieser, fast nur im Haushalt vorkommenden Verletzung im klaren. Es liegt an der Hausfrau, Giftflaschen wohl zu verwahren und auch die häufig gebrauchte Laugenflasche sinnfällig zu bezeichnen und die Verwechslungsmöglichkeit gerade mit Bierflaschen auf alle Fälle auszuschalten. Der Kaufmann weiß ohnehin, daß er derartige gefährliche Flüssigkeiten zu rein äußerlichem Gebrauch im Haushalt oder in der Krankenpflege nur in eckigen Flaschen abgeben darf. Unter solchen Vorsichtsmaßnahmen werden sich die Laugenverätzungen der Kinder auf ein erträglich geringes Maß einschränken lassen.

2. Sind die Kinder noch klein und im Spielalter, so greifen sie wahllos nach allem, was ihnen in die Hand kommt. Das 3- und 4 jährige Kind hat bekanntlich darüber hinaus die leidige Gewohnheit, alles was mit den Händen zu greifen ist, auch zum Mund zu führen. Dort an der Wand sieht das Kind das Ende der Leitungsschnur, welche die Mutter zum Bügeln oder zum Anschluß an die Lampe der Nähmaschine schon oft gebraucht hat. Da sieht es das Ende dieser Leitungsschnur mit dem schwarzen Kästchen dran; das kann man mit der Hand baumeln lassen und das schwarze Kästchen, so glatt und glänzend, steckt das kleine Kind im Spielen auch einmal in den Mund. Nun aber gelangt die feuchte und bewegliche Zunge dahin, wohin der Finger nicht kam, in die beiden Löcher zum Anschließen des Bügeleisensteckers. Im Nu ist zwischen den beiden Polen im Innern des Steckers nunmehr durch Lippe und Zunge der Stromschluß hergestellt und die unmittelbare Folge ist ein heftiger Schmerz eben an der Lippe und Zunge. Erschreckt wirft das Kind die Leitungsschnur von sich. Aber der Augenblick hatte genügt, um durch die Hitzewirkung des Stromschlusses eine schwere Verbrennung der Zunge und vor allem der Unterlippe herbeizuführen. Langwierige und schmerzhaft Wunden werden die Folge sein und — was schließlich noch schlimmer ist — als Endzustand auch eine mehr oder weniger entstellende Narbe. Sie in ziemlich schwierigen Operationsverfahren nachträglich zu beseitigen, wird die Aufgabe des Chirurgen sein. Er kennt solche Fälle, die zwar an Zahl nicht häufig, aber doch in ihrer Gesamtheit ziemlich einheitlich sind. Diese Verletzungsfolgen, in ihrem Vorkommen wiederum allein dem Haushaltbetrieb eigentümlich, hätten sich vermeiden lassen, wenn man die Möglichkeiten dieses Unglücksfalles gekannt hätte.

3. Das Stichwort „Verbrennung“ erinnert uns daran, daß im Haushalt bei vielerlei Gelegenheiten schmerzhaft Verbrennungen entstehen können: Ein unbedachter Griff an den Herd oder den heißen Topf, Fettspritzer aus der Pfanne auf den bloßen Arm usw. sind die jedermann geläufigen Haushaltverbrennungen des Alltags. Sie habe ich heute nicht im Auge, denn sie sind harmlos und nach Stunden oder nach wenigen Tagen pflegt alles vergessen zu sein. Ich lenke vielmehr Ihre Aufmerksamkeit auf die großen und bekannt lebensgefährlichen Verbrennungen größerer Hautflächen, wie sie als ein aus den Zeitungen leider jedermann geläufiges Vorkommnis sind. Früher, als die Unsitte des Feueranfachsens im glimmenden Ofen oder Herd noch häufiger war und man glaubte mit einem kleinen Schuß Spiritus oder Petroleum das Feuer aufflammen zu lassen, war durch den Zerknall der leicht brennbaren Flüssigkeit manches Unglück dieser Art verschuldet worden. Häufiger als dieses Unglück geschieht heutzutage das der üblichen Verbrennung in ihren verhängnisvollen Wirkungen gleichkommende Verbrühen. Meistens sind Kinder betroffen, die entweder in kindlichem Unbedacht der

Mutter am Herd zu helfen suchen oder aber im Spielalter in Küche und Waschküche sich herumtreiben an den großen Behältern mit heißem Wasser. Sei es nun, daß der Topf mit heißem Wasser, mit heißer Milch usw. durch das Kind vom Herd herabgezogen wird und seinen heißen Inhalt über Hals und Brust ergießt, sei es, daß das spielende Kleinkind sich an dem auf dem Waschküchenboden stehende Schaff mit heißer Waschrührer zu schaffen macht und im unbedachten Augenblick in den Behälter hineinstürzt — in allen und ähnlichen Fällen wird die Folge des Unglücks eine mehr oder weniger ausgedehnte Verbrennung größerer Hautflächen an Brust oder Rücken, Arm, Gesäß oder Bein sein müssen.

Auf die Eigenart der Brandwunden überhaupt, einerlei ob durch offenes Feuer oder durch Verbrühung entstanden, soll im Augenblick nicht eingegangen werden. Die bekannten drei Schweregrade der Hautschädigung dieser Art brauchen uns deshalb jetzt nicht zu beschäftigen. Stellen wir lieber in den Vordergrund jene Auswirkungen des Verbrennungsschadens an der Haut, die sich durch eine Beeinträchtigung des gesamten Körpers einstellen. Diese Allgemeinschäden erscheinen nun um so vielseitiger, je mehr man sich mit den Einzelheiten der greifbaren Störungen zu beschäftigen sucht. Eine große Anzahl Forschungsarbeiten beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit diesen Fragen und es hat sich dabei ein wirklich ausgedehntes Arbeitsgebiet nach vielerlei Richtung der ärztlichen Forschung aufgetan, leider bis jetzt ohne abschließendes Ergebnis. Selbst die feinsten neuzeitlichen Untersuchungsverfahren der physikalischen Chemie haben uns dem Ziele noch nicht nahegebracht. Werfen wir einen kurzen Blick auf das, was die Forschung an Einzelbausteinen zum Verständnis des schweren und leider oft genug lebensgefährlichen Krankheitsbildes bis jetzt hat beitragen können.

Die Lebensgefahr einer ausgedehnten Hautverbrennung liegt zunächst in einem Zustand, den wir als Verletzungsschock bezeichnen und den wir hier wie bei vielen anderen Gelegenheiten schwerer Körperschäden durch Unfall usw. fast regelmäßig beobachten. Dieser Schock und seine Lebensgefahr dauert bei Verbrennungen und Verbrühungen im allgemeinen bis zu 48 Stunden. Ist diese Zeitspanne glücklich überwunden, so wechselt die Gefahr des Krankheitszustandes in die zweite Stufe hinüber, in die Vergiftungsstufe.

Diese Vergiftung geht ganz ohne Zweifel von der Brandwunde selbst aus. Je größer die Wundfläche, desto stärker die Giftwirkung. Seit Alters gilt die Regel, daß eine Fläche über ein Drittel der gesamten Hautoberfläche hinaus mit der Fortdauer des Lebens nicht mehr vereinbar sei. Leider gilt diese Schätzung nicht durchweg. Müssen wir doch oft genug erleben, daß selbst Kinder von kräftigem Körperbau der Verbrennung oder Verbrühung erliegen, wenn nur $\frac{1}{5}$ oder wenn sogar bloß $\frac{1}{10}$ der Körperoberfläche nach runder Schätzung beschädigt sind. Zweifellos gibt es hier große Unterschiede in der Lebensgefährdung, besonders bei Kindern. Hier kennen wir gewisse Wachstumsabweichungen im Gebiete der sogenannten inneren Drüsen, die in gesunden Tagen bedeutungslos sind oder sein können, bei schweren Eingriffen auf das Gleichmaß des Körperhaushalts jedoch ihre verhängnisvolle Mitwirkung zeitigen.

Diese Vergiftungsstufe birgt die größten Gefahren, denn rund $\frac{3}{4}$ der an ausgedehnten Hautverbrennungen sterbenden Erwachsenen und Kinder geht eben an dieser Vergiftung zugrunde. Wieviel Forschungsarbeit ist bisher vergeblich an die Aufdeckung dieses „Giftes“ verwendet worden, ohne zu einem gültigen Schlußurteil zu führen! Das Gift selbst ist für uns noch nicht faßbar; wir kennen nur eine Reihe bestimmter Auswirkungen. Lassen wir rasch diese Reihe in ihren Hauptpunkten an uns vorüberziehen:

Der verbrannte Körper verliert Wasser, d. h. Wasser tritt aus seiner Blutflüssigkeit nach außen durch die Wunde selbst und benetzt die Verbandstoffe, oft in starkem Grad. Aber der Wasserverlust des Blutes kann auch die Auswirkung der Vergiftung an sich sein: Die Blutgefäße werden durchlässig, sie lecken gewissermaßen und das Blutwasser dringt aus der Gefäßbahn in das umgebende Gewebe. Es geht damit der Blutflüssigkeit selbst verloren und die Folge muß eine Eindickung des Blutes sein. Es gesellt sich zum Wasserverlust des Blutes auch ein solcher an Eiweißstoffen und Salzen. Dies z. B. in allen

Einzelheiten der Salzmischung zu verfolgen, bedarf ganz bestimmter und schwieriger Untersuchungsverfahren. Die Änderung der Salzmischung macht sich z. B. auch in einer Übersäuerung des Blutes geltend, ähnlich wie wir sie bei der Selbstvergiftung des schwer Zuckerkranken und nach eingreifenden Operationen vor uns haben. Des weiteren hat sich herausgestellt, daß ein ganz bestimmtes Organ, das auch in gesunden Tagen durch vielseitige und sehr eigentümliche Bindungen mit der Hauttätigkeit verkoppelt ist, das gerade bei den Hautverbrennungen schweren und vom Anatomen scharf faßbaren Schaden erfährt: die Nebennieren, die auch bei manchen anderen Vergiftungen und Selbstvergiftungen des Körpers leiden. Endlich ist jede schwere Hautverbrennung mit einem ernsthaften Schaden im Blutkreislauf und an der Blutströmung verbunden. Je nachdem, wie und wo vorzugsweise diese Kreislaufstörung sich auswirkt (Lunge, Herz, Leber, Niere usw.), können noch bestimmte Krankheitsbilder im Rahmen der Gesamtstörung stärker hervortreten.

Wir sehen, eine Menge Aufgaben harret noch der Lösung allein auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung der Allgemeinschäden nach Hautverbrennungen. Es spielt gegenüber dem ersten und Schockzustand sowie gegenüber der zweiten Krankheitsstufe durch die Selbstvergiftung nunmehr die dritte Stufe, nämlich durch die hinzutretende Infektion an den Hautwunden, bezüglich der Lebensgefahr im allgemeinen und auch zahlenmäßig nunmehr eine geringe Rolle. Wir brauchen deshalb auf diesen Punkt keine weitere Aufmerksamkeit für den Augenblick zu richten.

Doch einige Hinweise auf die Behandlung seien noch angefügt. Wenn die Wunde den Herkunftsort der Selbstvergiftung bedeutet, so muß offensichtlich die Allgemeinbehandlung und die örtliche Wundbehandlung Hand in Hand gehen. Bedarf der darniederliegende Körper einer wirksamen Schmerzbetäubung zur Dämpfung des Schocks, braucht er Wärme und Flüssigkeitszufuhr, braucht er eine Stützung des darniederliegenden Kreislaufs, so darf die örtliche Wundbehandlung diesen Bestrebungen nicht entgegenwirken. Ein besonderer Fortschritt in der Behandlung ausgedehnter Hautverbrennungen bedeutete vor rund 10 Jahren die Anregung eines Amerikaners. Geht man von dem Gedanken aus, daß eine im wahren Sinn erfolgende Gerbung der beschädigten und ohnehin dem Gewebstod verfallene Haut nicht nur die Wunde als solche in eine schmerzlose und ledertrockene Außenschicht wandelt, sondern vielleicht auch die in der verbrannten Haut noch gelegenen löslichen Eiweißstoffe — vermutlich die eigentlichen Giftbildner — festhält und unwirksam macht, so hat man mit dieser Maßnahme der künstlichen Gerbung gleichzeitig auch einen Teil der Allgemeinschäden in Behandlung genommen. In diesem Sinne hat sich für eine große Anzahl von ausgedehnten Verbrennungsschäden an der Haut die Behandlung mit Gerbsäurelösung als ungemein segensreich erwiesen. Nachdem ich sie in Amerika selbst kennenlernte, konnte ich sie 1930 in der Würzburger Klinik einführen, wo sie auch heute noch angewendet wird. Doch sei auf weitere Einzelheiten der Behandlung nicht weiter eingegangen.

Auch hier noch ein kurzes Wort zur Vorbeugung. Über die Regel, die uns die Geschichte von Paulinchen im Struwelpeter lehrt, brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Aber da gerade die Unglücksfälle im Haushalt durch die Verbrühungen kleiner Kinder sich in den letzten Jahren in Stadt und Land anscheinend gehäuft haben, versuchte ich im Zusammenwirken mit der NS-Frauenschaft hier Abhilfe zu schaffen. In dankenswerter Weise ist die Gaufrauenschaftsleiterin auf meine Anregung eingegangen und hat mit einer durchgreifenden Werbung zur Verhütung der Verbrühungsgefahren im Kreise der Frauenschaft eingesetzt. Es ist zu hoffen, daß diese seit Jahresfrist laufende Aufklärungsarbeit ihre segensreichen Früchte trägt, viele Kinder also vor der schweren Gefahr der Verbrühung im Haushalt bewahrt; kann doch nur das Wissen der Mutter und Hausfrau über die Möglichkeiten des Unglücks die Voraussetzung für dessen Verhütung bringen.

4. Stichverletzungen kommen im gewerblichen und im Haushaltleben oft genug vor. Nicht die „Nadelstiche“, die sich die Menschen gegenseitig zufügen, habe ich im Auge,

sondern die zahlreichen zufälligen Verletzungen, die im allgemeinen als solche durchaus harmlos sind und bleiben; gleichgültig ob sie durch eine Drahtspitze oder einen Hölzspießel, durch einen bösen Dorn oder eine Nähnadel entstanden sind. Eine Gefahr liegt lediglich in der Örtlichkeit der Verletzung und zum anderen in der Infektion und Wundentzündung, die gelegentlich der Stichverletzung folgt. Soweit ich sehe, hat früher die Untugend der Frauen und Mädchen, Steck- und Nähnadel vorübergehend zwischen den Lippen zu halten, ihre Bedeutung von früher heutzutage nicht mehr. Die Frauen und Mädchen sind also tugendhafter geworden. Aber trotzdem, es wird immer noch manche Nadel versehentlich verschluckt. Aber wenn man sich daraufhin richtig verhält und den Arzt beizeiten um seinen Rat angeht, verläßt die Nadel im allgemeinen den Körper so harmlos, wie sie ihn im Munde betreten hat: Sie wird auf dem natürlichen Wege, spätestens nach ein paar Tagen abgegangen sein. Man sollte eigentlich glauben, daß eine solche verschluckte Nadel wesentlich größeren und auch häufiger Schaden stiftet, als es in der Tat der Fall ist. In dieser Beziehung ist der Ruf der verschluckten Nadel schlechter als sie es verdient.

Häufiger geschieht es anscheinend, daß die Nähnadel auf andere Weise unbeabsichtigt in den Körper gelangt und dort auch verschwindet. Der Vorgang ist folgender: Auf einem Polstermöbel wird leichtsinnigerweise eine Steck- oder Nähnadel liegen gelassen. Vielleicht ist sie nicht mehr zu sehen, vielleicht ist sie in dem weichen Polster schon verschwunden; jedenfalls an der Stelle, wo die Nadel sich auf oder in dem Polster befindet, will jemand Platz nehmen und setzt sich auf die gefährliche Stelle. Will es das Unglück und die Dicke der Bekleidung, dann dringt die spitze Nadel ins volle Fleisch an der Stelle, mit der der Mensch sich setzt. Der Schmerz ist nicht schlimm, aber die Nadel möchte man heraus haben. Ein Glück, wenn die in das Gesäß eingedrungene Nadel noch mit einem Faden bewehrt ist! So denkt man und handelt voreilig. Sollte nämlich die Nadel im Fleisch verschwunden sein und das Fadenende noch heraus schauen, dann müßte es sozusagen gesetzlich verboten werden, an diesem Faden zu ziehen in der falschen Hoffnung, auch die Nadel mit diesem Zug zu entfernen. Ich habe ein solches Glücksgeschehen noch nicht beobachten können. Vielmehr ist die Regel, daß der Faden am Ohr abreißt und der wohlmeinende Helfer hat zwar den Faden in der Hand, der Unglücksmensch aber die Nadel noch im Gesäß! Man gehe deshalb sofort zum Chirurgen, der mit allen Widrigkeiten vertraut ist, die eine blutige Entfernung der Nadel aus dem Gesäß oder dem Bein in sich bergen kann. Je eher man zum Arzt geht und je weniger Schritte man dorthin zu machen braucht, je weniger man selbst Versuche des Herausdrückens usw. unternimmt, desto besser. Wird doch mit jedem Drücken und auch mit jedem Schritt durch die Bewegung und gegenseitige Verschiebung der einzelnen Gewebs- und Muskelschichten die Nadel nur tiefer in das Fleisch gedrückt werden, damit natürlich auch für ihre Entfernung größere Schwierigkeiten machen.

5. Ein Sonderfall der Stichverletzung ist der Stich in den Finger und zwar dann, wenn an den harmlosen und alsbald wieder vergessenen Stich sich nach 6 oder 8 Tagen die Wundentzündung anschließt. Wer von uns schon einmal einen solchen „bösen“ Finger, den sog. Ringwurm der Engländer oder den Umlauf an sich selbst erfahren hat, kennt die tobenden Schmerzen dieses Zustandes. Tagsüber läßt sich der Schmerz durch die Ablenkung und die Arbeit noch ertragen. Aber des Abends und Nachts, wenn alles schläft, dann wacht der Finger auf und er klopft und tobt, daß der Schlaf flieht. Ich habe manchen derben Bauernburschen gesehen und ihn gefragt, ob er an diesem seinem entzündeten Finger Schmerzen hat und er verneint es. Frage ich ihn aber, ob er heute Nacht gut geschlafen hat, dann gibt er zur Antwort: Ich habe schon die zweite Nacht kein Auge zugetan.

Ohne Operation läßt sich, selbst wenn nur die Haut entzündet ist, das von uns Ärzten so genannte Panaritium kaum zur Heilung bringen. Um so schlimmere Form kann die Entzündung annehmen, wenn die Eiterung auch die Sehnen oder den Knochen oder das Fingergelenk befällt. Die Folge kann in solchen Fällen nicht nur ein schwer behinderter Finger sein, sondern auch eine große Gefahr für Gesundheit und Brauchbarkeit der

Nachbarfinger oder der ganzen Hand. Welcher Arbeitsausfall und welche Schmerzen ließen sich in ganz Deutschland vermeiden, wenn die Fingereiterung nicht wäre!

Die Zeitung bringt es oft genug, daß nach einer nicht beachteten, anscheinend harmlosen Handverletzung sich die sog. Blutvergiftung, also das Übergreifen der örtlichen Entzündung auf den ganzen Arm und sogar den ganzen Körper einstellt und zum Tode führt. Beherzigen wir die Tatsache, daß heute noch im Deutschland genau so viele Menschen am „bösen Finger“ und seinen Begleiterscheinungen zugrunde gehen müssen wie an der Blinddarm- und Bauchfellentzündung.

Mir ist schon vor vielen Jahren aufgefallen, daß die Zahlenverhältnisse im Vorkommen der Fingereiterungen gewissen Schwankungen und Eigentümlichkeiten unterworfen sein müssen. Es hat sich z. B. feststellen und auch leicht erklären lassen, warum die größte Häufigkeit des „bösen Fingers“ sich in der Lebensspanne von 15—25 Jahren zeigt. Das Lernalter in Haus und Beruf bringt es mit sich, daß jetzt Verletzungen an den arbeitenden Fingern leichter erlitten werden als später, wo man als Meister im Handwerk oder als Meisterin im hauswirtschaftlichen Eigenbetrieb sich solche Verletzungen durch entsprechende Vorsicht und langjährige Erfahrung nicht mehr oft zuzieht. Daß die Lebensgefahr aus einer Fingereiterung im höheren Alter wesentlich schwerer wiegt und hier z. B. zu einem starken Ansteigen der lebensbedrohlichen Krankheitszustände führt, hängt nicht mit der Schwere der ursprünglichen Stichverletzung und hängt wohl auch nicht mit einer neuerlichen Häufung der Nadelstiche in den Finger zusammen, sondern muß als eine allgemein höhere Gefährdung des Greisenalters gegenüber Krankheiten und vor allem Wundinfektionen gewertet werden.

Schwieriger ist allerdings zu verstehen, warum im Jahresablauf das Panaritium ziemlich unregelmäßig auftritt. Die Haushaltarbeit, die ein gutes Viertel aller Panaritien verschuldet, zeigt eine eigentümliche und von mir in drei Jahrzehnten mit merkwürdiger Regelmäßigkeit beobachtete Häufung der meist auf Stichverletzung zurückgehenden Erkrankung in den Monaten September mit November. Man kann über diese Erscheinung zunächst nur Vermutungen äußern, denn die Eigenart der Hausarbeit im Spätsommer dürfte doch wohl kaum dermaßen verschieden sein von der gleichen Beschäftigung zu den übrigen Jahreszeiten. Im Zuge der nämlichen Erhebungen hat sich beispielsweise noch herausgestellt, daß der Häufigkeitsverlauf der Fingereiterung der Fleischer einen ausgesprochenen Gipfel im Juli zu zeigen pflegt, daß andererseits die Häufigkeitskurve für die Angehörigen der landwirtschaftlichen Betriebe ein Tal im Juni aufweist. Die Ursachen auch dieser Erscheinung sind uns bislang unbekannt.

Ich wollte mit diesen letzten Hinweisen nur andeuten, daß auch solche anscheinend harmlose und vielleicht als unwichtig angesehene Dinge zusammenhängen, daß sie doch im tieferen Grund wissenschaftliche Fragestellungen in sich tragen können, denen nachzugehen es sich lohnt.

Ich glaube Ihnen mit meinen fünf Beispielen über gewisse Krankheits- und Verletzungszustände im hauswirtschaftlichen Betrieb mancherlei Neues und Wissenswertes vorgetragen zu haben, wenn auch auf der anderen Seite viele Sonderfragen und wissenschaftlich schwerwiegende Gesichtspunkte bei der Kürze der Zeit unbesprochen bleiben mußten. Sie werden aber als Gesamtgewinn den Eindruck erhalten haben, daß der Gesichtspunkt, unter dem wir unsere Betrachtungen gewonnen haben, sich gelohnt hat. Wir haben erkannt, daß auch der häusliche Alltag sozusagen sein ernstes chirurgisches Gesicht trägt. Kennt man die verschiedenen Seiten dieses Gesichts, so wird die Erkenntnis nicht nur manche körperliche Gefahr im Haushalt verhüten lassen, sondern auch manchen entstandenen Schaden ohne allzu großen Verlust wieder beseitigen helfen.

Begrüßungsrede

zur feierlichen Schlußsitzung der Arbeitstagung des deutschen Fachbeirats des
Internationalen Rats für Sing- und Sprechkultur in der Aula der Universität Würzburg
am 24. Juni 1942.

Rede des Rektors, o. Prof. der Chirurgie Dr. E. Seifert.

Die Universität rechnet es sich zur Ehre an, daß die Arbeitstagung für Sing- und Sprechkultur zu ihrer feierlichen Schlußsitzung als äußeren Rahmen diesen Raum gewählt hat. Durch eine solche nach außen hin betonte Verbindung mit der Universität hat die Tagung gleichzeitig auch kundgetan, daß ihre Ergebnisse und ihre Forderungen in streng wissenschaftlichem Arbeitsgang gewonnen werden wollen.

Dem Vorsitz der Ihres deutschen Fachbeirats verdanke ich, daß ich mich mit Ihren Bestrebungen und Ihren Zielen bis in Einzelnes habe vertraut machen können, da ich Gelegenheit bekam, an Hand der Berichte der früheren Tagungen in Frankfurt und Wien mir ein Bild von Umfang und Tiefe Ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit zu machen. Ich gestehe, daß, obwohl mein eigenes Lehrfach der Chirurgie mich nur in ganz lose Berührung mit Ihrem Fachgebiet bringt, ich doch derart gefesselt war, daß mehr und mehr mit jeder Stunde, die ich dem vielseitigen Inhalt Ihrer Tagungsberichte widmete, Genuß und Gewinn wuchs.

Mit dieser, wie ich im Gefühl der Genugtuung sagen darf, gewissenhaften Vorbereitung und mit ihrem reichen Ergebnis für mich selbst halte ich mich allerdings für berechtigt, Sie in unserem Festraum als Führer der Mainfränkischen Gauuniversität feierlich begrüßen und am Ausklang Ihrer Tagung teilnehmen zu dürfen. Weil es mir meine sonstigen Dienstpflichten zeitlich nicht erlaubt haben, Gast in einer Ihrer Arbeitssitzungen zu sein, bleibt mir bei dieser festlichen Gelegenheit nur übrig, den Wunsch auszusprechen, daß die Würzburger Tagung sich nach Gehalt und äußerer Form würdig in die Reihe Ihrer anderen Tagungen eingefügt haben möge.

Aber nicht die wissenschaftliche Arbeitsweise allein, die sich auf Schritt und Tritt in Ihren Tagungen und auch in der abgelaufenen Würzburger Tagung kundtut, scheint mir eine gewissermaßen grundsätzliche und auch nach außen hin betonte Verbindung mit uns zu rechtfertigen. Habe ich doch das Gefühl, daß Ihre Belange gerade in der Universität besonderes Verständnis finden, so daß sowohl Ihr Arbeitskreis wie auch die Universität noch aus einem anderen Grund nach enger, das tiefere Wesen beider berührender Verbindung streben und streben sollten.

Die Macht des gesprochenen Wortes ist es, die Sie zu ergründen suchen und die zu pflegen Sie als eine Ihrer großen Aufgaben ansehen. Die Macht des Wortes ist aber auch in Leistung und Wirken der deutschen Hochschule eine ausschlaggebende Kraft, ohne die das Lehren — neben dem Forschen ein wesentlicher Teil unserer Aufgabe an der Universität — nur Stückwerk bliebe.

Die Macht des Wortes und der Sprache ist gerade uns Deutschen, die wir seit alters das Volk der Dichter und Denker genannt werden, ganz besonders bewußt und sie muß — soweit dies noch nicht bis in die letzte Folgerung als Gemeingut anerkannt sein sollte — an der Universität uns Lehrenden und Lernenden noch stärker bewußt werden. Die Macht, die Klarheit und die Schönheit unserer deutschen Sprache muß und kann unter Loslösung der Reste mittelalterlicher Lehrweise auch beim rein wissenschaftlichen Gedankenaustausch noch weiter an Raum und Reinheit gewinnen.

Ich selbst darf mich bescheiden zu denen rechnen, die auch im Alltag dieses Ziel im vollen Bewußtsein der Verantwortung als Hochschullehrer nicht aus den Augen zu verlieren bemüht sind. In der Sprachgestaltung, ihrer Sauberkeit und zielbewußten Ausrichtung erweist sich, wie ich es einmal bei feierlicher

Gelegenheit meinen Studenten vor Augen zu führen versuchte, die Gesamthaltung eines Menschen — ähnlich einem Reiter, der sein Pferd am Zügel zu halten und in jeder Minute des Auftretens nach außen es zu „versammeln“ weiß. Daß diese Einheit und Zucht auch für die Sprache im wissenschaftlichen Austausch seine Geltung haben sollte und durchaus ungekünstelt durchführbar ist, bleibt meine feste Überzeugung.

Pflegen wir das gesprochene und gesungene Wort, vor allem das reine deutsche Wort, so leisten wir — auch außerhalb der wissenschaftlichen Gedankenkreise — dem ganzen Volk und seiner gesamten Geisteshaltung wertvollen Dienst. Hier mit bestem Beispiel voranzugehen, müssen wir an der Hochschule bereit sein. Vergessen wir nicht, daß einer der Großen unserer Dichtervelt einst mit Überzeugung erklärte: „Von der Sprache hängt großenteils die Denkungsart eines Volkes ab“.

Zumal die gegenwärtige Zeit eines unerbittlichen europäischen Umbruchs, der sich anschickt, weltgestaltend zu wirken, legt uns in diesem Klopstock'schen Sinn eine nicht geringe Verpflichtung auf. Erheben wir, zusammen mit den uns befreundeten und weltanschaulich in Tuchfühlung an unserer Seite kämpfenden Völkern, den Führungsanspruch in einer nunmehr abtretenden Welt, so wird er von uns kaum verwirklicht werden können, wenn wir nicht unsere Sprache, also gerade unsere deutsche Sprache, die Friedrich Ludwig Jahn sehr treffend einmal als männliche bezeichnet, als Kampfswaffe schmieden und schärfen; als unwiderstehliche Waffe für jenen großen Kampf, der nach dem Sieg der stählernen Waffen auch auf geistigem Gebiet sich in alle anderen Erdteile erstrecken muß. Auch dieser nicht minder wichtige geistige Kampf soll uns und unsere Freunde gerüstet finden. Die geistige Führungsschicht, an ihrer Spitze die deutschen Universitäten und auch die deutsche Kunst, wird sich auch dieses Auftrags und wird sich des Wertes der Waffe bewußt zu erweisen haben.

Die Macht des Wortes — welches Volk hat sie, neben dem italienischen, zu Lebzeiten der Gegenwärtigen sinnfälliger und beweiskräftiger erfahren als das unsere! Der siegreiche Kampf unseres Führers Adolf Hitler um die Seele seines Volkes bietet den weltgeschichtlich unvergänglichen Beweis für die Macht des Wortes. Ein Blick auf dieses Erlebnis läßt uns die volle Bedeutung der Sprache für die innere Zucht des Einzelnen wie des Volkes, läßt uns die Förderung der Sprachpflege als eine hohe Verpflichtung erkennen.

Ich glaube also, ich kann die rein äußerliche und räumliche Bindung Ihrer Arbeit und Ihrer Würzburger Tagung an die Universität abschließend nicht schärfer beleuchten und nicht besser beleben als durch den Ausblick darauf, daß der künftige Kampf um die geistige Führung in der Welt gebunden sein wird an die Macht des Wortes und die Macht der Sprache als Kennzeichen der inneren Kraft und Haltung.

Begrüßung

der spanischen Studentenabordnung im Russischen Hof

am 25. Februar 1941 durch den Rektor.

Erlauben Sie, verehrte Gäste aus Staat und Bewegung, mir einige kurze Worte der Begrüßung.

Wenn ich in unserem kameradschaftlichen Kreis mit besonderer Herzlichkeit die jungen spanischen Gäste willkommen heiße, so wäre es eigentlich ein Gebot der Höflichkeit, mich mit meinem Willkomm auch ihnen gegenüber verständlich auszudrücken. Aber leider gehen meine Kenntnisse der spanischen Sprache kaum über das für meinen täglichen Gebrauch Notwendige hinaus. Ich beherrsche die spanische Sprache nur soweit, daß ich — heutzutage noch mühsamer als sonst — mir meine alltäglichen „Floras finas de tobacco“, wenn möglich „exquisitos“ und „Colorado claro“, verschaffen kann.

Ganz so schlimm ist es mit meiner Unfähigkeit zwar nicht bestellt; aber dankbar nehme ich die Hilfe unseres im Spanischen bewanderten Kameraden Jesinghaus an, um der rednerischen Pflicht des Gastgebers Genüge zu tun.

Mit meiner Begrüßung verbinde ich auch den Dank der Universität an die Reichsstudentenföhrung dafür, daß unter der Reihe jener deutschen Universitäten, mit denen die spanische Studentenschaft genauer bekannt gemacht werden soll, auch Würzburg mit seiner Universität ausgewählt worden ist.

Ich hoffe, unsere spanischen Gäste werden sich auf ihrer Reise durch Deutschland auch in unserer schönen Stadt am Main wohlföhlen, wo sie sich — nicht bloß geometrisch betrachtet — inmitten Großdeutschlands befinden. Ich habe schon mehrmals die Gelegenheit benützt und tue es auch heute wieder, nämlich darauf aufmerksam zu machen, daß Würzburg und seine Universität sich als ein Herzstück Deutschlands betrachten darf; und zwar in sehr vielfacher Beziehung.

In einem Herzstück muß — das kann man sich wohl auch vorstellen, wenn man nicht Mediziner ist — Gleichklang der Gedanken, Gleichklang der großen Zielsetzung, Gleichklang des Herzschlages wie des Marschtritts herrschen.

Mögen Sie, unsere spanischen Gäste, bei dem heutigen kameradschaftlichen Beisammensein es spüren, wie ausgezeichnet hier in Würzburg und in seiner Universität besonders, hier im Herzstück des politischen Deutschland dieser Gleichklang ausgeprägt ist.

Nehme ich hinzu, daß gerade Mainfranken und seine Universität auch die Aufgabe hat, eine große und ruhmvolle Überlieferung zu pflegen, sie in Gleichklang zu bringen mit dem machtvollen Lebensstrom der neuen deutschen Zeit und der Bewegung unseres Führers Adolf Hitler, so werden Sie — selbst in ähnlicher Lage als Vermittler zwischen reicher Vergangenheit und großer Zukunft Ihres Landes — es verstehen, daß ich Ihnen, meine spanischen Gäste, einen Wunsch vortrage; den Wunsch nämlich: Sie möchten die Erinnerung an den Gleichklang mitnehmen, den unsere mainfränkische Landschaft und die Stadt, den das geistige, künstlerische und politische Leben in Würzburg und seiner Universität heute mehr denn je zu verkörpern versteht.

In einem solchen Gleichklang, so meinen wir, muß wohl jeder Gast sich wohl föhlen. So hoffe ich, daß sich diese Erwartung auch für die gegenwärtige Stunde erfüllt, die zunächst der Ausspannung und dem gemütlichen Gedankenaustausch gewidmet ist.

Empfang

der spanischen Studentenabordnung in der Aula der Universität
am 25. Februar 1941 durch den Rektor.

Rede des Rektors, o. Prof. der Chirurgie Dr. E. Seifert.

Im Namen der Universität Würzburg begrüße ich mit einem herzlichen Willkommen in unseren Räumen die Abordnung der Studenten aus dem befreundeten Spanien.

Sie befinden sich an einer unserer wichtigsten und größten Arbeitsstätten, aber doch nur in einem Teilstück der Gesamtuniversität; hier in diesem Hause werden die Geisteswissenschaften gelehrt.

Auch stehen wir nicht in der ursprünglichen, in der sogenannten Alten Universität, deren ehrwürdiges und baulich besonders schönes Gebäude in der Altstadt gelegen und zur Zeit vor allem die Heimstätte der Universitätsbücherei und unserer Kunstsammlungen ist.

Würzburgs Universität ist 1582 von einem der tatkräftigen Fürsten der geistlichen Hoheit und vorwiegend mit römisch-kirchlicher Zielsetzung gegründet. Sie ist hervorgegangen aus einer Theologenschule, in der die jungen Geistlichen durch ihre ausschließlich dem Jesuitenorden angehörenden Lehrer geschult werden sollten für die gewaltsame Unterdrückung der „neuen Lehre“, der Reformation, die auch das Fürstbistum Würzburg zu erreichen, zu gefährden drohte. Es hat übrigens lange gedauert, bis auch andere, nicht aus dem Jesuitenorden hervorgegangene Lehrkräfte zugelassen wurden. Auch die Bildung der Fakultäten, die schrittweise Hinzunahme neuer, vor allem naturwissenschaftlicher Lehrfächer dauerte einige Zeit. Raschere Fortschritte in dieser Beziehung brachte das Aufklärungszeitalter. Ihre höchste Stufe dürfte die Würzburger Universität im 19. Jahrhundert erlebt haben; doch sei von der Anführung aller weiteren Einzelheiten aus der Geschichte unserer Universität, rund 350 Jahre umfassend, Abstand genommen.

Alles in allem: Seit ihrer Gründung hat die Universität eine durch die Zeitläufte vorwiegend bedingte vielseitige und eine — besonders in wissenschaftlicher Beziehung — anerkannt ruhmvolle Vergangenheit hinter sich.

Hier in diesem Raum und Haus, vor rund 50 Jahren erbaut, erinnern die Wandbilder an jene Fürstbischöfe, denen Ausbau und Förderung der Universität besonders am Herzen gelegen hatte.

Wir sind hier in der sogenannten Aula, in unserem Festraum, in dem Sie zu empfangen ich die Ehre habe.

Zur Linken an dieser Ostwand des Saales zeigt das Gemälde den Gründer der Universität, den Fürstbischof Julius Echter; zur rechten Hand ist Luitpold von Wittelsbach, zu Anfang unseres Jahrhunderts Prinzregent von Bayern und — in der Würzburger Residenz geboren — zeitlebens ein besonderer Förderer von Stadt und Universität.

Betrachten Sie die Gesamtheit der drei Bilder an dieser Saalwand, so finden Sie die Vergangenheit vereint mit der Gegenwart. Gerade Sie, unsere Gäste aus dem befreundeten Spanien, wo es gleichfalls eine glanzvolle Vergangenheit mit stolzer Gegenwart zu verbinden gilt, werden im Anblick dieser drei Wandbilder unsere Überzeugung zu würdigen wissen: daß die Universität Würzburg jetzt und künftig ihren Stolz darein

setzen wird, die jahrhundertlange Vergangenheit einheitlich zu verschmelzen mit den Aufgaben der Gegenwart und Zukunft. Diese Aufgaben sehen wir, die Lehrer nicht weniger wie die Studenten, in einem Aufbau der nationalsozialistischen Hochschule, die ihr fest umrissenes Ziel vor sich hat und die aus der Bewegung unseres Führer Adolf Hitler ihre ganze Triebkraft, ihren ganzen Schwung gewinnt.

Mögen die beiden Aufenthaltstage in Würzburg Sie, meine jungen spanischen Gäste, den bestimmten Eindruck gewinnen lassen, daß die Universität Würzburg nicht nur für die Pflege und Mehrung der Wissenschaft ihre hohe, aus ruhmvoller Vergangenheit erwachsene Verpflichtung nach besten Kräften einlöst, sondern daß sie auch entschlossen ist, jetzt und für alle Zukunft ein jederzeit kraftvolles Werkzeug in der Hand unseres Führers zu sein, um dem deutschen Volk die ihm nötigen geistigen Führer — mit bestem fachlichen Können ausgestattet und Männer von zuverlässig nationalsozialistischer Prägung — heranzubilden. Diesem Aufbau und Ausbau aus dem Werkstoff der Vergangenheit und nach einem in die großdeutsche Zukunft weisenden Plan, ist die unablässige Arbeit unserer Gegenwart gewidmet.

Der Universität Würzburg, mitten im Reich gelegen und auf einem ehemals politisch hart umkämpften Boden, ist infolgedessen eine ganz besondere Aufgabe innerhalb der Reihe unserer deutschen Hochschulen gesetzt. Es wäre mir eine Genugtuung, wenn Ihre Würzburger Tage Ihnen von dieser ehrenvollen Stellung Würzburgs einen Eindruck vermitteln würden.